

Anschriften

Psychoanalytische Assoziation
Die Zeit zum Begreifen

Präsidentin: Jutta Prasse, Bleibtreustraße 15/16,
1000 Berlin 12, Tel.: 883 28 03

Sekretariat: Eva Maria Jobst, Bartningallee 26,
1000 Berlin 21, Tel: 391 82 79

Koordinator: Dietrich Pilz, Markelstr. 14,
1000 Berlin 41, Tel.: 792 07 41

Kassierer: Thomas Kittelmann,
Prinz-Friedrich-Leopold-Str. 29,
1000 Berlin 38, Tel.: 803 33 80

Mitgliedsbeitrag: Der Mitgliedsbeitrag beträgt zur Zeit
100 DM pro Monat.

Konto der
Assoziation: 375 43 - 106, Postgiro BlnW, Blz 100 100 10

Satzung: Die Satzung der Psychoanalytischen
Assoziation *Die Zeit zum Begreifen* wird
auf Wunsch vom Sekretariat zugesandt.

Brief
der Psychoanalytischen Assoziation
Die Zeit zum Begreifen
Brief Nr.9 vom 15. Juni 1992

Inhalt

- 5 Claus-Dieter Rath
Was haben Sie?
Anmerkungen zu Lehranalyse und
Autorisierung
- 38 Jutta Prasse
Das Ideal:
Zur Frage der Autorisierung
des Analytikers und der analytischen
Institution
- 53 Hinrich Lühmann
Im Traum erringt man solche Dinge nicht
- 77 Dietrich Pilz
Bericht aus dem Arbeitsfeld:
Literatur und Psychoanalyse -
eine Anwendung der Psychoanalyse
- 89 Mitteilungen der Assoziation
- Impressum

Claus-Dieter Rath

Was haben Sie? Anmerkungen zu Lehranalyse und Autorisierung

Daß wir uns zum heutigen Colloquium »Analytikerausbildung, Lehranalyse« in einer Kunstgalerie treffen, resultiert aus Bewegungen am Berliner Immobilienmarkt. Nutzen wir den Verlust der alten Räume der Psychoanalytischen Assoziation, um uns an diesem passageren Ort einigen Fragen des Ortes der Psychoanalytiker und ihrer Institutionen zuzuwenden.

Neben Ausstellung, Museum, Sammlung bedeutet »Galerie« Gang, Passage, Tunnel, und das in Ostdeutschland geläufige »Strecke«, sowie den obersten Rang, den Olymp. Das Wort ist aus der Gartenbaukunst entlehnt; das italienische »galleria« heißt zunächst »langer, bedeckter Säulengang« und bezeichnet erst spät einen mit Kunstwerken angefüllten Saal. Das Stammwort ist wohl der biblische Name Galilea (das heidnische Land, im Gegensatz zu Judäa), mit dem man seit dem 10. Jahrhundert, zunächst in Rom, die Vorhallen von Kirchen bezeichnete, in denen die Heiden, die »Galiläer«, herumlungerten.¹ Von daher gibt es später auch einen Namen für die Verbrecherwelt.

Tabubrecher und Ungläubige zu sein, ist das Schicksal u.a. von Künstlern und Psychoanalytikern. Der Künstler besitzt »das rätselhafte Vermögen, ein bestimmtes Material zu formen, bis es zum getreuen Ebenbilde seiner Phantasievorstellung geworden ist, und dann weiß er an diese Darstellung seiner unbewußten Phantasie so viel Lustgewinn zu knüpfen, daß durch sie die Verdrängungen wenigstens zeitweilig überwogen und aufgehoben werden.«² Auch der Analytiker schafft Bedingungen zur Aufhebung einiger Verdrängungen, doch modelliert er das Subjekt nicht zum »Ebenbild seiner Phantasievorstellung«, eines Ideal- oder Sollzustands, und läßt es in der Regel nicht zum (perversen) Genuß kommen. Gleichwohl orientiert sich die Frage nach dem Ort der Psychoanalyse, nach Ausbildung und Lehre und nach dem Status des Psychoanalytikers fast immer an einem Ideal, also an der Vorstellung, es gäbe einen idealen Psychoanalytiker, eine ideale Psychoanalyse oder eine Organisation, die ihre Mitglieder zu deren Ausübung befähige, was impliziert, alle Außenstehenden seien der Anti-Psychoanalyse verfallen.

Hierüber zu sprechen heißt auch von der Tendenz zur Verdrängung der Psychoanalyse reden, die jedem Akt eines Psychoanalytikers eigen ist. Ohne diese Vorannahme kann nicht die Frage erörtert werden, ob Psychoanalytiker nur ist, wer bestimmten Bedingungen genügt, die die »Psychoanalytische Bewegung« seit etwa 1910 beschäftigt. In seiner Rede zur Gründung der Internationale Psychoanalytische Vereinigung³ warnt Sandor Ferenczi vor falschen Freunden der Psychoanalyse: »Uns droht sozusagen die Gefahr, in Mode zu kommen, womit die Zahl derjenigen, die sich Analytiker nennen, ohne es zu sein, gar bald ansehnlich wachsen dürfte. Wir können aber die Verantwortung für all die Unvernunft nicht tragen, die man unter dem Namen Psychoanalyse aufischt, wir haben also außer unseren Publikationsorganen einen Verein nötig, deren Mitgliedschaft einige Garantie dafür bietet, daß wirklich Freuds psychoanalytisches Verfahren und nicht eine zum eigenen Gebrauch zurechtgebraute Methode angewendet wird. (...) Genügende Sorgfalt und Vorsicht bei der Aufnahme neuer Mitglieder würde es ermöglichen, den Weizen von der Spreu zu sondern.«⁴ Was in einer ersten Phase Freud einsam

geschaffen habe und dann in unorganisiertem »Guerillakrieg« in den neu eroberten Gebieten entstanden sei - »in den Augen der großen Menge sind wir, so wie wir jetzt sind, nur undisziplinierte Schwärmer« - gelte es nun durch eine reguläre Organisation, eine Art psychoanalytischer »Familiengemeinschaft«⁵ zu konsolidieren.

Wie die im selben Jahr erschienene Schrift *Über 'wilde' Psychoanalyse* sind wohl die Mehrzahl der Texte Freuds - und später auch viele Lacans - in Auseinandersetzungen um die aktuellen Bedingungen der psychoanalytischen Praxis entstanden. Je nach zeitlichen und örtlichen Bedingungen, je nach Land, Kultur und historischer Konstellation formulieren sich die allgemeinen Schwierigkeiten, Hindernisse und Widerstände, auf die der psychoanalytische Diskurs, Psychoanalytiker, psychoanalytische Organisationen stoßen, anders: in den USA anders als in Frankreich oder Österreich, im Deutschland der 30er anders als in dem der 50er oder 90er Jahre. Daß Mitte der 20er Jahre in Wien die Bestrebungen, *niemand* die Analyse ausüben zu lassen, dahingehend eingeschränkt wurden, daß *nur Ärzte* sie ausüben sollten, führte beispielsweise zu Freuds Stellungnahme gegen die Kriminalisierung der Laienanalyse.⁶

Es gilt doch wohl die Stimme zu erheben, wenn heute in Deutschland, über die Widerstände kultureller und standespolitischer Art hinaus, auch noch der Staat sich zur Autorisierungsinstanz für Psychoanalytiker erklärt bzw. er von verschiedenen interessierten Seiten zur Reglementierung der Psychoanalyse - verstanden als Unterabteilung der Psychotherapie - aufgerufen wird.⁷ Anerkannt werden soll fortan allein ein Analytiker oder Therapeut, der von einem Institut anerkannt wird, das staatlich anerkannt ist.

Kann überhaupt jemand zur Ausübung der Psychoanalyse befugt werden bzw. unbefugt sein? Kann über die Befähigung zum Psychoanalysieren geurteilt werden?

Die nun fällige Auseinandersetzung kann, wie immer sie ausgehen wird - sich zugunsten der Analyse auswirken; doch zunächst stellt sie, da unbequem, eine Erschwerung der Arbeit dar, denn angesichts der sich heute stellenden Fragen kann man sich nicht darauf

zurückziehen, daß zu diesem oder jenem Mißstand schon einmal etwas gesagt, bloß aber nicht gehört worden sei. Zum einen nämlich manifestieren sich die Widerstände, mit denen die Psychoanalyse zu kämpfen hat, immer in leicht modifizierter Form, zum andern stößt manch von der psychoanalytischen Bewegung ersonnene Einrichtung oder Prozedur auf Schwierigkeiten - etwa die des *Instituts* oder der *Passe*, von der Lacan in einem bestimmten Moment gesagt hat: »La passe est un échec«.⁸ Da Bürokratisierungstendenzen sich bei allen Meistern der Psychoanalyse finden, da sich per Autoritätszitat oder durch Zusammenklauen der »passenden« Stellen alles mögliche belegen läßt, da kein einziger Text der Psychoanalyse als solcher, als Objekt, deren Wahrheit verkörpert, bleibt nichts anderes als Konstruktion, Deutung, Erfindung bei der Relektüre.

Diskussionen um die Lehranalyse setzen immer wieder ein. Mit Hinweis auf die Tagungen der IPV (1977) und der Ecole Freudienne (1978) zum Thema eröffnen Ende der 70er Jahre die Herausgeber des soeben gegründeten »Wunderblock. Zeitschrift für Psychoanalyse« eine Auseinandersetzung. Zwei Texte, deren Lektüre ich empfehle, werden dazu veröffentlicht: *Übermittlung und/oder Lehre* von Lucien Israel und *Die Theorie der Lehranalyse aufstellen*.⁹ Daß nach diesem Auftakt in der Berliner Sigmund-Freud-Schule die Diskussion um die Lehranalyse nicht ausdrücklich weiter geführt wurde, ergab sich wohl teilweise aus deren unklarem Verhältnis zur Pariser Ecole Freudienne¹⁰ - sollte man sich ihr formell anschließen oder eine autonome deutsche »Schule« betreiben? -, teilweise als Folge der Fraktionierung der an Lacan orientierten Bewegung nach der Auflösung der Ecole Freudienne und nach Lacans Tod.

Jedes Ausbildungsverfahren für Analytiker umfaßt einige der folgenden Momente:

- Zulassungsverfahren (Interviews o.ä.),
- Analyse (oft zweigeteilt in therapeutische und Lehranalyse),

- Lehre (»Rezeption« einer Doktrin, Teilnahme an Seminaren und Lehrgängen), theoretisches Studium und eigene Forschung,

- Supervision bzw. Kontrollanalyse,
- Prüfung oder Passe.

Dazu kommt die Freudsche Empfehlung, »jeder Analytiker sollte periodisch, etwa nach Verlauf von fünf Jahren, sich wieder zum Objekt der Analyse machen, ohne sich dieses Schrittes zu schämen« - eine passe permanente? -, ist doch auch die »Eigenanalyse« eine unendliche Aufgabe.¹¹

Jedes dieser Momente hat, auf seine Weise, die Funktion der *Kollektivbildung*, *Sozialisierung*, *Aggregation* und der *Selektion*, *Ausschließung*, *Segregation*. Vergesellschaftendes Moment ist die Verantwortung gegenüber dem Ideal des freudschen psychoanalytischen Denkens und Handelns.

Da Freud die Psychoanalyse wesentlich als Laienanalyse bestimmt, wenden wir uns zunächst diesem Begriff zu. In der Umgangssprache steht »Lai« für: Nichtsköner, Dilettant, Nichtfachmann, Autodidakt, Unkundiger, Stümper, Amateur, Anfänger. Mit »Laienrichter«, »Laienmusiker« oder »-schauspieler« bezeichnet man Leute, die Performanzen zeigen, zu denen sie keine eigentlichen Kompetenzen besitzen, nicht »berufen« sind. Diese Differenz ist auch in Freuds Stellungnahme zur *Frage der Laienanalyse* erkennbar: »Der Titel dieser kleinen Schrift« sei »nicht ohne weiteres verständlich. Ich werde ihn also erläutern: Laien = Nichtärzte, und die Frage ist, ob es auch Nichtärzten erlaubt sein soll, die Analyse auszuüben.«¹² Ganz anders markiert er den Begriff dann im 5. Kapitel des Textes: »Die Vorbereitung für die analytische Tätigkeit ist gar nicht so leicht und einfach, die Arbeit ist schwer, die Verantwortlichkeit ist groß« - Freud betont die Verantwortlichkeit. »Aber wer eine solche Unterweisung durchgemacht hat, selbst analysiert worden ist, von der Psychologie des Unbewußten erfaßt hat, was sich heute eben lehren läßt, in der Wissenschaft des Sexuallebens Bescheid weiß und die heikle Technik der Psychoanalyse erlernt hat, die Deutungskunst, die Bekämpfung der

Widerstände und die Handhabung der Übertragung, *der ist kein Laie mehr auf dem Gebiet der Psychoanalyse*. Er ist dazu befähigt, die Behandlung neurotischer Störungen zu unternehmen, und wird mit der Zeit darin alles leisten können, was man von dieser Therapie verlangen kann.«¹³ (Hervorh. im Original) Zudem verlagert Freud die Opposition Laie - Arzt auf den Gegensatz Analytiker - Kurpfuscher und präzisiert dabei den Wortgebrauch: »Für das Gesetz ist der ein Kurpfuscher, der Kranke behandelt, ohne sich durch den Besitz eines staatlichen Diploms als Arzt ausweisen zu können. Ich würde eine andere Definition bevorzugen: Kurpfuscher ist, wer eine Behandlung unternimmt, ohne die dazu erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten zu besitzen. Auf dieser Definition fußend, wage ich die Behauptung, daß - nicht nur in den europäischen Ländern¹⁴ - die Ärzte zu den Kurpfuschern in der Analyse ein überwiegendes Kontingent stellen. Sie üben sehr häufig die analytische Behandlung aus, ohne sie gelernt zu haben und ohne sie zu verstehen.«¹⁵ Es ist hier etwa an jenen Arzt zu denken, der als »wilder Analytiker« im Namen der Psychoanalyse seiner verwitweten Patientin rät: »Bums mal wieder!«. Scharlatan ist er nicht weil er unautorisiert wäre, sondern weil er marktschreierisch Heilsversprechungen gibt.

»In der vorchristlichen Antike war der Privatmann, der Bürger ohne öffentliches Amt, ohne berufliche Kenntnis als 'idiotes' - was ursprünglich 'der Eigentümliche' bedeutet - bezeichnet worden.«¹⁶ Im römischen Sprachgebrauch wird der *idiota* zum beliebigen Subjekt, zum Ignoranten, Stümper, unwissenden Menschen - zum Laien. Das Wort kommt vom griechischen »*Laos*« (Volk). »*Laikos* (latinisiert *laicus*) bezeichnet die unqualifizierte Masse, das niedere Volk in Abhebung von seinen Führern, letztlich den einfachen Gläubigen im Gegensatz zum Priester und Diakon.«¹⁷ Später, mit der Errichtung der Universitäten, wurde der *illiteratus* zum 'Laien' im weltlichen Raum¹⁸, als der, dem akademische Schulung und Weihen fehlen.¹⁹

Jenes »Expertenwissen«, dem oft triumphierend »gesunder Menschenverstand« oder »Menschenkenntnis« - man hat sie oder nicht - gegenübergestellt wird, macht nicht den Analytiker. Er ist kein

Experte wie der Psychiater, der erkennt, was der Patient »hat«. Er ist keine Symptom- Decodier- oder Sortiermaschine. Klare Fälle sind nicht sein Fall - anders als für den Stasi-Offizier, der Lust daran fand, einen Schriftsteller zu warnen: »Ich untersage Ihnen, weiter doppeldeutige Gedichte zu schreiben! Auch keine dreideutigen! Wir haben Experten, die alles entschlüsseln!«²⁰ Experte ist der Analytiker einzig darin, daß die Chose nicht zu verstehen ist. Er ist nicht zu Höherem, sondern zum Hören berufen. Sein Wissen ist kein System, sondern strukturierte »Erfahrung«, *experience freudienne*, ist Empirie, Versuch, Wagnis der Konstruktion und Deutung, d.h. Strukturierung des Diskurses des Analysanten.²¹ Der Analytiker macht etwas kenntlich, markiert Einzelheiten - etwa durch Interpunktion des Sprechens. »Was den Psychoanalytiker charakterisiert, ist nicht seine Theorie, sondern sein Verhältnis zur Theorie. Nicht bei ihr erwartet er eine Wahrheit zu finden - eine Wahrheit, die dann vom Diskurs des Analysanten bestätigt würde. Die psychoanalytische Theorie zeigt vielmehr, daß die Wahrheit im Diskurs selbst des Analysanten verborgen liegt.«²² Sie ist also nicht dem angeblich irrigen Wissen des Neurotikers gegenüber als wahr geltend zu machen, sondern »das, was ihn zwingt, in einer ganz eigentümlichen Art und Weise den Diskurs des anderen aufzunehmen«²³.

Schwäbisch ausgesprochen lautet Nichtskönner »Nixkenner«, was man hören kann als: einer, der nichts kennt. Dies trifft auf den Analytiker bei der Arbeit zu, bei der er sich dem Sprechen ausliefert und alles theoretische Rüstzeug vergißt; er ist auch nicht das ausgelagerte, institutionalisierte Gedächtnis - eine Art Festplatte - des Analysanten. Zwar kann »Nixkenner« auch gehört werden als: »der kennt gar nichts« und sicherlich wirkt es rücksichtslos, das sprechende Subjekt ohne Antwort zu lassen, es bisweilen gar schroff zu unterbrechen und zu verabschieden. Doch »kennt« der Analytiker bei seiner Arbeit mit den Signifikanten des Analysanten, dessen Sprechen, indem es an seinem Begehren ausgerichtet wird, doch nicht ohne Antwort bleibt, immer noch Takt. Deshalb ist der Analytiker kein Terrorist.

Genau die sorgfältige Einhaltung dieser Position gewährleistet Wirksamkeit der Psychoanalyse. Die als spinnertes Völkchen geltenden Lacanianer sind zugleich die *most mindfucking*, obwohl ihr Reglement wesentlich weniger rigide ist als das der heutigen Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung. »Il faut savoir rester rigoureux parce qu'il ne faut intervenir que d'une façon sobre et de préférence efficace. Pour que une analyse soit sérieuse et efficace, j'essaie d'en donner les conditions«, sagt Lacan²⁴, der an anderer Stelle die Seriosität mit der Serialität gleichsetzt, also mit der Signifikantenkette, der Freudschen »Wortreihe«, mit dem Gleiten des Signifikanten.

Ebenfalls an Wirksamkeit orientiert sich ein vom Bundesgesundheitsministerium im Herbst 1989 ausgeschriebenes und im Juli 1991 vorgelegtes *Gutachten zu Fragen eines Psychotherapeutengesetzes*²⁵ - Wirksamkeit des Erfolgs bei der therapeutischen Zurichtung von Patienten. Da die Folgekosten für die gesetzliche Krankenversicherung offiziell der Maßstab sind, werden statistische Wirksamkeitsuntersuchungen zur entscheidenden Argumentationsgrundlage. Als »gut gesichert« gilt die Wirksamkeit »psychoanalytisch orientierter Psychotherapie« »mit einer Sitzungszahl von 30 bis 100 Stunden und einer Behandlungsdauer bis zu 2 1/2 Jahren bei verschiedenen Störungen«. ²⁶ Trotz mangelnder Überprüfbarkeit lasse »die Tatsache, daß alle wesentlichen theoretischen Konzepte der analytischen Psychotherapie sowie die meisten Anwendungsformen aus (...) hochfrequenten und langdauernden analytischen Psychotherapien hervorgegangen sind, (...) die Vermutung zu, daß auch deren Wirksamkeit besser und differenzierter ist, als es sich mit den bisher vorhandenen Forschungsmethoden darstellen läßt«. ²⁷ Insgesamt müsse man »dem psychoanalytischen Ansatz (...) sowohl den Stellenwert einer breit fundierten wissenschaftlichen Grundorientierung im Bereich der Psychotherapie als auch den Status eines bewährten Therapieverfahrens zuerkennen«. ²⁸ Dies könne allerdings nur vom »mainstream«, nicht von den »Ablegern des ursprünglichen psychoanalytischen Ansatzes« ²⁹ gesagt werden. Folglich könnten die

»analytische Psychotherapie nach C.G. Jung« u.a., »zu denen überhaupt keine Wirksamkeitsuntersuchungen vorliegen«, »auch nicht Grundlage zur Qualifikation für den Psychotherapeutenberuf sein«. ³⁰

Ein Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie kritisiert zwar die Methodik der referierten »Psychotherapieforschung«, unterstreicht aber die Wichtigkeit der Effizienz und Wirtschaftlichkeit und fordert weitere Evaluation. ³¹ Sorge ums Ansehen und um Marktanteile lassen ihm geraten sein, den Zugang zur »Fachpsychotherapie« streng zu handhaben, würde sonst doch »der Eindruck unterstützt, daß man, um Psychotherapie als Krankenkassenleistung zu betreiben, einer qualitativ hochwertigen Ausbildung nicht bedarf« und würden »die qualifizierten ärztlichen und psychologischen Psychotherapeuten, die viele Jahre und hohe Kosten für ihre psychotherapeutische Ausbildungen aufwenden mußten, der Konkurrenz von Tausenden nicht oder nicht ausreichend ausgebildeten Diplom-Psychologen« ausgesetzt. ³²

Bislang gibt es in Deutschland kein Psychoanalyse- oder Psychotherapiegesetz. Der Titel »Psychoanalytiker«, wie auch der des »Psychotherapeuten«, ist »frei«, also nicht geschützt. Manche sind jedoch der Meinung, die Ausübung der Psychoanalyse sei vom Heilpraktikergesetz betroffen, demzufolge man (als Privater, Freischaffender) nur als Arzt oder Heilpraktiker (Gesetz für Volksgesundheit von 1939) oder mit Erlaubnis des Amtsarztes »heilen« darf. ³³ Davon zu unterscheiden ist eine kassenärztliche Verordnung über die Erstattung psychotherapeutischer Leistungen (zu denen auch Psychoanalyse gerchnet wird). Die Versicherung ist nicht staatliche Institution, sondern öffentliche Körperschaft. Nichtärzte werden im Delegationsverfahren ³⁴ von einem Arzt zugewiesen bzw. autorisiert. Manche Kassen verweisen ihre Versicherten auf eine Liste von Analytikern bzw. Therapeuten. Zwei Besonderheiten des deutschen Systems gegenüber dem mancher anderer europäischer Länder: die meisten Kassen erstatten nicht die

Kosten des Analysanten, sondern »rechnen« mit dem Analytiker »ab«; bevor sie die Kosten einer Analyse übernehmen, fordern fast alle ein Gutachten des Analytikers.³⁵ Daran, daß die Mehrzahl der Kassen hierbei nur Ärzte und Diplom-Psychologen anerkennen, orientieren sich wiederum die Zulassungsvorschriften der meisten psychoanalytischen Ausbildungsinstitute.

Das Verhalten eines Psychoanalytikers gegenüber solchen Verordnungen und in der Debatte um künftige Regelungen hängt davon ab, wie er Krankheit, Leiden, Heilung, Behandlung, Therapie situiert. Sofern er sich damit begnügt, die letzten drei Begriffe durch einen anderen, den der Kur, zu ersetzen, ohne diesen näher zu bestimmen, weicht er lediglich aus, was leicht dazu führt, daß lieber von Theorie der Analyse als solcher - was immer das sein mag - geredet und die Theoretisierung und Diskussion von Fragen der Praxis vermieden wird. Die Wirkkraft der Analyse bleibt dann, statt daß sie triebökonomisch und diskurstheoretisch bestimmt würde, als Thema den »Therapeuten« überlassen.³⁶

Das deutsche »heilen« bedeutet »gesund, heil machen«, »erretten«. »Heil« ist etwas Unverletztes oder Wiederhergestelltes, das Ganze - also eine Negation der Kastration. »Kur« - vom lateinischen *cura* - hat mit »Therapie« die Bedeutungen »Dienen, Dienst, Pflege« gemeinsam (kurieren, auskurieren), doch steht »Sorge«, »Fürsorge«, auch »Aufsicht«, im Vordergrund: wo der Therapeut als Heilkundiger agiert, trägt der Kurator Sorge für etwas. Der in der Psychoanalyse geführte Diskurs zielt nicht auf ein Heil-Machen, ein Wieder-Ganz-Machen, Wiederherstellen oder Wiedergutmachen - etwa des »beschädigten Lebens« -, sondern kommt eher dem gleich, was Michel Foucault »soui de soi«³⁷ nannte: weder *furors anandi* noch ein um's Ich zentriertes Verständnis des »Erkenne dich selbst«, sonderneine in der griechischen und römischen Kultur verbreitete und geforderte Haltung der Arbeit am Zugang zur Wahrheit eines selbst. Foucault zufolge hat gerade Lacan durch die Zuspitzung der Frage des Verhältnisses Subjekt-Wahrheit sich dieser antiken Tradition eingeschrieben.³⁸

»Die Anekdote von dem Mann, der auf die Frage, ob er Geige spielen könne, antwortet, er wisse es nicht, denn er habe es noch nie versucht, scheint in der Psychotherapie, besonders in der Psychoanalyse häufig ganz ernst angewendet zu werden«, schreibt der erste offizielle Lehranalytiker, Hanns Sachs, 1929 unter dem Titel *Die Erlernung der Psychoanalyse*.³⁹ Ihre Ausübung gelte dementsprechend als Sache des bloßen Willens oder aber der Begabung. Tatsächlich müsse der Psychoanalytiker zur »Seelenkenntnis disponiert« sein und sein »Seelenleben für die Äußerungsformen des Unbewußten ein feines Aufnahmeorgan« bilden. Die Frage sei nur, »wie diese Eigenschaften entwickelt werden müssen, um die notwendigen Funktionen richtig ausüben zu können«; hier stelle die Analyse eine besondere Bedingung, die eine Folge ihrer besonderen Eigenart ist«, ist doch »das zu erforschende Objekt, das menschliche Seelenleben, gleichzeitig das erkennende Subjekt«.⁴⁰ »Das Seelenleben des Forschers ist sein wichtigstes, ja sein einziges Forschungsinstrument, auf dessen tadelloses Arbeiten er sich verlassen können muß.«⁴¹ Die »wissenschaftliche Technik« des Analysierens läßt sich nicht aus Büchern erlernen, sondern muß »in der Ausübung Stück für Stück miterlebt werden«⁴², und das geht, da die analytische Situation »notwendigerweise auf zwei Personen beschränkt« bleibt, nur in der Position des Analysanten. »Wir unterscheiden drei Mittel der Ausbildung, welche sämtliche zusammenwirken müssen, nämlich erstens die (...) eigene Analyse des künftigen Analytikers durch einen erfahrenen Analytiker, zweitens die theoretische Ausbildung durch Lektüre und Hören von Kursen, Teilnahme an Seminaren und womöglich auch an den Sitzungen psychoanalytischer Vereine, drittens die analytische Betätigung unter der Kontrolle eines besonders verlässlichen und erfahrenen Analytikers.«⁴³

Sachs bezieht sich bei diesen Ausführungen auf seine Arbeit an dem 1920 von Karl Abraham und Max Eitingon gegründeten Berliner Psychoanalytischen Institut, in dem die Lehranalyse erstmalig »als selbständiger Zweig der Analyse«⁴⁴ etabliert wurde. Dieser »Poliklinik und Lehranstalt«⁴⁵ fielen - in Freuds Worten - innerhalb der psychoanalytischen Bewegung drei bedeutsame Funktionen zu: »Erstens

unsere Therapie jener großen Menge von Menschen zugänglich zu machen, die unter ihren Neurosen nicht weniger leiden als die Reichen, aber nicht im Stande sind, die Kosten ihrer Behandlung aufzubringen, zweitens eine Stätte herzustellen, an der die Analyse theoretisch gelehrt und die Erfahrungen älterer Analytiker auf lernbegierige Schüler übertragen werden können und endlich, unsere Kenntnis der neurotischen Erkrankungen und unsere therapeutische Technik durch Anwendung und Erprobung unter neuen Verhältnissen zu vervollkommen⁴⁶. Ähnliche Institute entstanden in Wien, London und Frankfurt (1929).

E) Studienplan

1) Lehranalyse

2) Theoretischer Lehrgang (Obligatorische Kurse)

	Erstes Jahr	Zweites Jahr
I. Quartal (Okt.— Dez.)	<ol style="list-style-type: none"> 1. Einführung in die Psychoanalyse. I. Teil (Analytische Normalpsychologie) 2. Traumdeutung 3. Freud-Seminar: „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ 	<ol style="list-style-type: none"> 1. Spez. Neurosenlehre, II. Teil (Charakterstörungen, Kriminalität, Perversionen, Süchte, narzisst. Neurosen, Psychosen) 2. Indikationen und Technik der analytischen Therapie, I. Teil 3. Freud-Seminar: Theoret. Schriften, I. Teil
II. Quartal (Jan.— März)	<ol style="list-style-type: none"> 1. Einführung in die Psychoanalyse, II. Teil (Allgemeine Neurosenlehre) 2. Trienlehre 3. Freud-Seminar: Krankengeschichten I. Teil 	<ol style="list-style-type: none"> 1. Indikationen und Technik der analytischen Therapie, II. Teil 2. Psychoanalytische Ethnologie und Massenpsychologie 3. Freud-Seminar: Theoret. Schriften, II. Teil
III. Quartal (April— Juni)	<ol style="list-style-type: none"> 1. Spez. Neurosenlehre, I. Teil. Übertragungsneurosen (Hysterie, Phobie, Zwangneurose) und Aktualneurose 2. Anwendung der Psychoanalyse auf Literatur und Kunst 3. Freud-Seminar: Krankengeschichten, II. Teil 	<ol style="list-style-type: none"> 1. Psychoanalyse und Pädagogik 2. Seminaristische Übungen zur Deutungskunst und Symbolik 3. Freud-Seminar: Schriften zur Technik

3) Praktischer Lehrgang

a) Praktisch-therapeutische Übungen (Kontrollanalyse) — b) Technisches Seminar.

Abb. 1

Der 1927 beschlossene obligatorische Studienplan für die »Ausbildungskandidaten« ist als dreigliedrige zeitliche Abfolge aufgebaut (vgl. Abb. 1): »Nachdem der Kandidat durch seine eigene

Analyse (Lehranalyse) jene typischen gefühlsmäßigen Widerstände überwunden hat, die die psychoanalytischen Einsichten bei der Mehrzahl der Menschen hervorrufen, beginnt seine Ausbildung in der psychoanalytischen Theorie. Auf die theoretische Ausbildung folgt dann das letzte Stück des Lehrganges, die Anwendung der Kenntnisse auf den kranken Menschen: die praktische Ausbildung«, schreibt Franz Alexander.⁴⁷ Der »volle, auch praktische Ausbildungsgang« konnte »absolviert werden zum Zwecke der Ausbildung zum psychoanalytischen Therapeuten, (...) aber auch absolviert werden von Angehörigen bestimmter Berufskategorien (prakt. Ärzte, Sozialbeamte, Pädagogen, Juristen, Seelsorger), die psychoanalytische Kenntnisse im Rahmen und für die Zwecke ihrer bisherigen Berufstätigkeit zu erwerben wünschen«⁴⁸ (Hervorh. im Original). Im allgemeinen mußten letztere aber auf »das Kernstück unserer Ausbildung, die Lehranalyse«, verzichten.⁴⁹

Die »Anwendung der Psychoanalyse« - in der analytischen Praxis, in der therapeutischen Arbeit, in anderen Berufsfeldern und auf die Kultur - war sowohl Ausbildungsziel als auch Studieninhalt.⁵⁰ Freud galt die Institution Institut als Vorform einer psychoanalytischen Hochschule⁵¹, an der auch Resultate verschiedener Wissenschaften für die Psychoanalyse genutzt als auch die psychoanalytische Erfahrung auf Kultur und Wissenschaften angewandt werden sollten. Biologie, Sexualwissenschaft, Psychiatrie, Kulturgeschichte, Mythologie, Religionspsychologie und Literaturwissenschaft sollten sich um das »Hauptstück« Psychoanalyse gruppieren⁵², ein Projekt, das von Lacan in der Rede von Rom (1953) aufgegriffen und erweitert wird um Rhetorik, aristotelische Dialektik, Grammatik und Poetik, »die die vernachlässigte Technik des Witzes mitenthalten soll«.⁵³

Das Wort Anwendung ist heute gleichsam verstrahlt vom Marxismus-Leninismus und anderen Utilitarismen. Wo aber findet die Analyse statt, wenn nicht in ihrer Anwendung, in der Arbeit mit einem Subjekt? In diesem Sinn wird die Analyse immer wieder erfunden, sie existiert als jeweils eine Analyse, im Besonderen. Von »reiner« Analyse ist allerdings nicht nur dort die Rede, wo »Ethik des Bien Dire« so

verstanden wird, als solle man sich ja vor einem falschen Worte hüten, also dort, wo die Angst, die gemeinsame edle Sache zu verraten und verstoßen zu werden, vorherrscht und die Arbeit an der Psychoanalyse stagniert. So setzt Freud bei seinem Budapester Vortrag 1918 über »Wege der psychoanalytischen Therapie«, auf den der Institutsgründer Eitingon sich bezieht⁵⁴, das »reine Gold der Analyse«, die strengtendenzlose Psychoanalyse, zur »Psychotherapie fürs Volk« in Beziehung, indem er letztere die »Massenanwendung unserer Therapie« nennt: »Wir werden auch sehr wahrscheinlich genötigt sein, in der Massenanwendung unserer Therapie das reine Gold der Analyse reichlich mit dem Kupfer der direkten Suggestion zu legieren, und auch die hypnotische Beeinflussung könnte dort wie bei der Behandlung der Kriegsneurotiker wieder eine Stelle finden. Aber wie immer sich auch diese Psychotherapie fürs Volk gestalten, aus welchen Elementen sie sich zusammensetzen mag, ihre wirksamsten und wichtigsten Bestandteile werden gewiß die bleiben, die von der strengen, der tendenzlosen Psychoanalyse entlehnt worden sind.«⁵⁵ »Tendenzlose Psychoanalyse« lese ich so, daß, egal ob mit dem Heilungsanspruch oder einem Ausbildungswunsch, die Analyse dem Anspruch und der Klage nur die Wahrheit entnimmt. Der Wunsch, Analytiker zu sein, weist, als Symptom, »jene Besonderheit auf, daß der Analysant nicht beansprucht, von ihm 'geheilt' zu werden, und daß er es analysieren will, allerdings unter der einen Bedingung, daß man es respektiert.«⁵⁶ Konträr zur Auffassung verschiedener psychoanalytischer Autoren, die Lehranalyse sei eine Art Läuterung - »Veredelung der Optik« oder »Glättung des Spiegels«, den der Analytiker darstellen solle -, kann es sich nicht darum handeln, daß der Lehranalysant purifiziert aus ihr hervorgeht wie die Miesmuschel aus dem Fließwasserbecken, je länger, desto gereinigter. Weil eben »das sonst ausreichende Merkzeichen, die dauernde Beseitigung der Symptome, hier entweder fehlt oder nicht genügt«, ist Sachs zufolge die Frage der Beendigung der Lehranalyse »besonders schwer zu beantworten.«⁵⁷ Von »analyse pure« spricht Lacan bezüglich der Lehranalyse, als er im *acte de fondation* 1964 die Ecole Française de Psychanalyse in drei Sektionen gliedert: »*Section de psychanalyse pure, soit praxis et doctrine de la*

psychanalyse proprement dite, laquelle est et n'est rien d'autre - ce qui sera établi en son lieu - que la psychanalyse didactique«, »*Section de psychanalyse appliquée, ce qui veut dire de thérapeutique et de clinique médicale*« und »*Section de recensement du champ freudien*«, die sich zuvörderst mit Publikationen zur Psychoanalyse auseinanderzusetzen habe⁵⁸. Den Terminus »didactique« meide er, weil es in der Lehranalyse nichts zu lernen gäbe⁵⁹ und im Akt der Analyse selbst schon gelehrt würde.⁶⁰

An dem Text *Die Lehranalyse*, den Hanns Sachs für die Festschrift anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Instituts verfaßt (vgl. Abb. 2. Hanns Sachs: *Die Lehranalyse*), möchte ich zwei Momente hervorheben, die beide das Problem der psychoanalytischen Institution und das der Ausrichtung der Kur betreffen. Zwei Auszüge:

»Die Kirchen haben stets von denjenigen ihrer Anhänger, die ihr ganzes Leben in den Dienst des Jenseitigen und Übersinnlichen stellen wollten, also von künftigen Priestern und Mönchen, eine Probezeit, ein Noviziat gefordert. In dieser Übergangsfrist sollten sie lernen, die Weltgeschehnisse anders anzusehen, als mit Laien Augen, ihren Blick über das Sichtbare hinweg auf das Verborgene zu richten.« »Wie man sieht, braucht die Analyse etwas, was dem Noviziat der Kirche entspricht. Mit der Erwerbung theoretischer Kenntnisse, mit einem noch so vollkommenen Buchwissen ist ihr nicht gedient. Sie verlangt von denen, die sie ausüben, eine ständige Blickrichtung auf Dinge hin, von denen wegzusehen als innere Notwendigkeit oder als sittliche Forderung gilt, wie z.B. die kindliche Sexualität, der Ödipus-Komplex und die Ambivalenz in den menschlichen Beziehungen.«

Wieso gebraucht Sachs das Bild der Kirche? Psychoanalytiker mit Priestern und Mönchen, »Kandidaten« mit Novizen zu vergleichen, negiert doch die ursprüngliche Bedeutung des Laienstands, wie sie von Freud aufgegriffen wurde. Vielleicht spürt Sachs - im Moment der öffentlichen Institutionalisierung der Psychoanalyse - die Herausforderung der Kirche, des einzigen potenten Gegners der Psychoanalyse⁶¹, die Sinmmaschinerie par excellence ist mit ihrer Botschaft: Alles ist möglich! Du bist in der Welt! Es gibt Sinn! In der Tat hatte das

B) Die Lehranalyse

Von

Hanns Sachs

Die Kirchen haben stets von denjenigen ihrer Anhänger, die ihr ganzes Leben in den Dienst des Jenseitigen und Übersinnlichen stellen wollten, also von künftigen Priestern und Mönchen, eine Probezeit, ein Noviziat gefordert. In dieser Übergangsfrist sollten sie lernen, die Weltgeschehnisse anders anzusehen, als mit Laienaugen, ihren Blick über das Sichtbare hinweg auf das Verborgene hin zu richten. Die Psychoanalyse verlangt von denen, die sie ausüben wollen, zwar keineswegs, daß sie den Realitäten des Daseins geminderte Beachtung schenken oder in ihnen nur Symbole erblicken sollen, im Gegenteil, sie ist auf Empirie und auf eine bis ins Kleinste genaue Beobachtung des Tatsächlichen gegründet — aber diese Beobachtung soll sich in erster Linie auf Dinge erstrecken, die auch, — wenngleich aus anderen Gründen und auf andere Weise wie das Transzendente — verborgen und geheimnisvoll „dem Laien-Auge entzogen“ sind. Es handelt sich um das Unbewußte, um die verdrängten Triebanteile und die ihnen angehörigen Erlebnisse und Phantasien, auf deren Nicht-Kennntnis — denn das bedeutet ja Verdrängung — ein großer Teil der Kultur-Entwicklung und damit auch der Erziehung und des Entwicklungsganges jedes Einzelmenschen aufgebaut ist.

Es handelt sich darum, daß die künftigen Analytiker etwas sehen lernen, was andere Menschen leicht, gerne und dauernd übersehen, und daß sie imstande sind, diese Beobachtungsfähigkeit auch dort beizubehalten, wo das Resultat mit den eigenen Wünschen und Affekten im entschiedensten Widerspruch steht. Da die analytische Brille nicht in der Behandlungsstunde aufgesetzt und danach wieder abgenommen werden kann, handelt es sich ferner darum, diese Einsichten, die soviel Abgründiges, soviel verborgene Häßlichkeiten und Gefahren in den menschlichen Beziehungen ans Licht bringen, ohne eigene Schädigung dauernd ertragen zu lernen. Die Lehranalyse soll die Bürgschaft dafür geben, daß das neuerworbene Wissen trotz dieser Schwierigkeiten richtig verwaltet und verwertet wird.

Wie man sieht, braucht die Analyse etwas, was dem Noviziat der Kirche entspricht. Mit der Erwerbung theoretischer Kenntnisse, mit einem noch so vollkommenen Buchwissen ist ihr nicht gedient. Sie verlangt von denen, die sie ausüben, eine ständige Blickrichtung auf Dinge hin, von denen wegzusehen als innere Notwendigkeit oder als sittliche Forderung gilt, wie z. B. die kindliche Sexualität, der Ödipus-Komplex und die Ambivalenz in den menschlichen Beziehungen. Der einzige einigermaßen sichere Weg zu diesem Ziele ist die Lehranalyse, die deshalb als ein durch kein anderes Mittel ersetzbares, wesentliches Stück des analytischen Ausbildungsganges anzusehen ist. Durch die Kenntnisaufnahme von den eigenen unbewußten Regungen, sowie durch die dauernde Vertrautheit mit ihnen wird der Analytiker instand gesetzt, das Unbewußte anderer Menschen zu erforschen und dessen Einfluß auf ihre Handlungen und Leiden richtig einzuschätzen.

Als das Berliner Institut ins Leben gerufen wurde, war das Bestreben der Begründer von Anfang an darauf gerichtet, für die Erfüllbarkeit dieser wichtigen Bedingung Vorsorge zu

Abb. 2

treffen. Die Lehranalyse, die bisher von erfahrenen Analytikern sozusagen „nebenamtlich“ ausgeübt worden war, wurde durch diesen systematischen Ausbau hier zum erstenmal ein selbständiger Zweig der Analyse.

Es ist hier nicht der Ort, die Probleme, die in Zusammenhang mit diesem Fortschritt aufgetaucht sind, zu erörtern oder auch nur aufzuzählen; nur zwei Beispiele sollen herausgegriffen werden: Das erste ist die Frage nach der Auswahl der Kandidaten, also nach der Vorbildung, den Fähigkeiten und den Charakteranlagen, die als besonders günstig, bzw. ungünstig für den eigenartigen Beruf des Analytikers angesehen werden müssen; daran schließt sich das Problem, wie man diese Dinge am schnellsten und sichersten beurteilen kann. Das zweite ist die Frage nach der Beendigung der Analyse, die im Falle der Lehranalyse besonders schwer zu beantworten ist, weil das sonst ausreichende Merkzeichen, die dauernde Beseitigung der Symptome, hier entweder fehlt oder nicht genügt.

Noch sind nicht alle Schwierigkeiten auf diesem Gebiet überwunden, einige vielleicht noch nicht einmal voll erkannt. Aber die Tatsache, daß die Lehranalyse von höchster Wichtigkeit für die psychoanalytische Bewegung wie für die Wissenschaft ist, wird allgemein gewürdigt; ihre Förderung gehört zu den wesentlichen Verdiensten des Berliner Instituts.

Abb. 2

Berliner Institut den Anspruch, die wahre und wirksame Psychoanalyse zu repräsentieren.⁶² Von solcher Sorge ums *Ansehen* der Psychoanalyse und des Status »ausgebildeter Analytiker« zeugt auch die Masse der visuellen Metaphern wie: »Laienaugen« und »analytische Brille«, die künftigen Analytiker sollten etwas »sehen lernen, was andere Menschen leicht, gerne und dauernd übersehen« usw.. Das »Seelenleben« des Analytikers, jenes »feine Aufnahmeorgan« scheint sich nun exklusiv aus visuellen Eindrücken zu speisen; das Ohr, Organ des Analytikers in der *Talking Cure*, kommt nicht zur Sprache. Als käme das urgeschichtliche Verdrängungsmotiv der Ersetzung des Geruchssinns durch den Gesichtssinn zum Zuge, weicht das Einern-Hören-Können und das Sich-Riechen-Können »objektiven« Aufnahmekriterien. Vielleicht inspiriert sich die Idee, einen Bewerber auf ein illegitimes Motiv hin durchleuchten zu können - dunkler Schattent? - auch an dem in jener Zeit entwickelten »Gläsernen Menschen«. Das Wunschobjekt im Symptom, das zu analysieren bleibt, macht dem Objektiv und der Objektivität Platz. Sachs scheinen jedoch die Grenzen dessen, was Bernfeld als die »physiognomische Beurteilung« im »vorpsychoanalytischen Ausbildungssystem« der Institute kritisiert⁶³, auch klar zu sein, wenn er seinen Textbeitrag mit Hinweis auf zwei ungelöste Probleme schließt: das der Auswahl der Kandidaten für den »eigenartigen Beruf des Analytikers«⁶⁴ und das des Endes der Lehranalyse.

Das gcstrenge Auge der respektablen Lehr-Institution, mit der er sich identifiziert, weiß der angehende Analytiker als Phallus, sodaß er, nach dem Durchlaufen verschiedener Rituale, sich selbst als großer Anderer, geprüfter, autorisierter, mit Wissen versehener Analytiker fühlen kann - im Gegensatz zum »Nixkenner«. Als Ausgebildeter kann er sich einbilden, dem Ideal zu entsprechen, dem Freudschen Erbe gerecht zu werden. Die Institution weist ihrerseits stolz die ansehnliche Bilanz der Analytikerproduktion vor⁶⁵, mancher Lehr-Analysant wird sogar zum Augenstern des Lehranalytikers.

In seiner Praxis hat Sachs sich wohl nicht sehr an das gehalten, was er und seine Kollegen zur Selbstdarstellung des Berliner Instituts formuliert haben; später hielt ihm das Establishment vor, die Lehr-

analysanten - zumindest in Boston - reglementswidrig nach eigenem Gutdünken ausgewählt zu haben.⁶⁶ Die Fiktion vom »durchanalysierten Analytiker« kommt bei Sachs nicht vor; er spricht vielmehr - etwa in *Experience as an Training Analyst*, 1946, kurz vor seinem Tod verfaßt - davon, daß das Subjekt eines Tages das Ende seiner Analyse andeute, indem es dieses spontan als Anfang der Analyse bezeichnet, im Sinne der unendlichen Analyse, der Arbeit an sich. Auch widersetzt er sich in seinen anderen Schriften zur psychoanalytischen Praxis der Auffassung, daß »the therapist sets himself and all his surroundings up to stand before the admiring eyes of his patient as a standard pattern«, und daß er »demonstrates the ideal way of living in his own person«; der Analytiker solle dagegen nie vergessen »that we meet our patients' real and ultimate wishes empty handed«⁶⁷. »With great luck we can set his feet on the right way. But we cannot go with him as his guide and companion on this way till he actually reaches the gates of happiness.«⁶⁸ Die *empty hands* des Analytikers klingen wie die »gelehrte Ignoranz«⁶⁹ dessen, dem vom Analysanten ein Wissen um sein Begehren unterstellt wird.⁷⁰

Wie sehr die Selbstvergewisserung, die Frage danach, ob man Analytiker sei, das Analysieren selbst behindert, hat Laurence Bataille deutlich dargestellt: »Jedesmal, wenn ich etwas darstellen möchte für einen Patienten, und wär's einen Analytiker, bin ich außerhalb der Position des Analytikers. Jedesmal sollte mich das warnen, daß da nicht mein Analytikerbegehren im Spiel ist.«⁷¹ Welche Position der Analytiker einnimmt, ist ausschlaggebend für die »direction de la cure«, was in der deutschen Lacan-Ausgabe mit »Ausrichtung der Kur« übersetzt ist⁷². Wo das französische *direction* die Differenz zwischen »Richtung, Wendung« und »Anweisung, Direktion, Direktive«, auf die es mir hier ankommt, in der Schwebe läßt, betont »Ausrichtung« umgangssprachlich eher, daß jemand lenke. Es ist aber ein Unterschied, ob der Analytiker sich als Kurdirektor benimmt oder ober mit dem Analysanten an der Ausrichtung der Kur arbeitet, indem er diesem Gelegenheit gibt, etwas zu Gehör zu bringen und dabei der Direktion des Begehrens zu folgen.

Ob ein Analytiker jemanden als *Patienten behandelt*, um ihn *herzurichten* und sich den Verlauf der Analyse, nach Maßgabe eines Ideals, als Verdienst oder Versagen anrechnet oder ob er dem, was aus der Rede eines Analysanten spricht, sein Ohr leihen kann, hängt auch davon ab, in welcher Weise er sich mit Lehranalytiker und Ausbildungsinstitut identifiziert und wie er seinem Analytikerbegehren Rechnung trägt. So kann Angst vor »unautorisiertem Alleingang« zu striktem Festhalten an dem führen, was zur »Marke« des Vereins wurde (etwa bestimmte Techniken), dem man nun angehört, und zu einem Verzicht auf weitere Auseinandersetzung mit dem Text der Psychoanalyse. Unter Umständen wird der mit dem Siegel »geprüft« versehene Analytiker sich vorrangig dem eigenen Lehr-Analytiker gegenüber verantwortlich fühlen und gar versuchen, es ihm recht zu machen - was nur eines garantiert: Mißerfolge.

Was Bernfeld Infantilisierung durch Lehranalyse nennt⁷³, ist wohl ein Effekt der Meister-Position, in die sich mancher Lehranalytiker begibt. Wenn an bürokratisierten Instituten der Status »Lehranalytiker« zum *porte parole*, Repräsentanten einer Lehre⁷⁴, Inhaber des wahren Wissens und der gültigen Erfahrung⁷⁵ ernannt, so kann es auch in kleineren, informellen Gruppen, die keine Trennung zwischen Analyse und Lehranalyse vornehmen, zur faktischen Delegation theoretischer Arbeit kommen. Gerade dort, wo einige, *Pioniere*, um dem analytischen Diskurs eine Plattform zu schaffen, in Abgrenzung gegen bürokratische Praktiken eine neue Institution aufbauen und deren Gültigkeit behaupten, können die mit dem Akt der Neugründung verbundenen Reinheitsansprüche auf der Seite der (Lehr-)Analysanten Angst vor der in jeder Analyse fälligen Neuerfindung der Psychoanalyse generieren. Sie vermeiden es, mit dem Analysieren zu beginnen, fliehen die theoretische Arbeit oder suchen sich ihre Genußfelder ganz woanders⁷⁶. Bestimmte Schwierigkeiten in der Übertragung auf den (Lehr-)Analytiker, der zugleich Gesetzgeber der Organisation ist, führen zur Vermeidung der logischen Verpflichtung auf den psychoanalytischen Diskurs, was nicht ausschließt, daß sie Anstrengungen unternehmen, diesen Diskurs zu *propagieren*.

Wer, noch in Analyse oder zu Beginn der eigenen Praxis sich zugleich von den Gründern in die Pflicht genommen sieht (der Verein muß weiter ausgebaut werden, Früchte tragen usw.), kann unter solchem Druck leicht versagen, wenn er zwischen seinem Analytikerbegehren und dem Begehren seines Analytikers - als Vertreter der Institution, deren Gesetzgeber er ist -, nicht richtig weiß, von welcher Position her und in wessen Namen er spricht und handelt. Tritt der eigene Analytiker, der im Rahmen der Analyse ein *sujet supposé savoir* ist, im Rahmen des Vereins und der Lehre als tatsächlich Wissender (»So ist es und nicht anders!«) auf, führt dies leicht dazu, daß seine Analysanten nur noch die Worte eines allwissenden, Schrecken produzierenden Meisters erwarten. Anzeichen dafür sind Passivität und sektenartige Abschottung gegenüber anderen, die auch sich an der Lehre orientieren.⁷⁷ In diesem Zusammenhang ist Hanns Sachs Vorschlag zu bedenken, der Kontroll-Analytiker solle »nicht identisch sein mit demjenigen, der die Ausbildungsanalyse durchgeführt hat. Maßgebend für diese Regel ist erstens, daß das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler durch die vorhergehende analytische Beziehung unnötigerweise kompliziert wird. Ferner ist es wünschenswert, daß der künftige Analytiker Einblick in die technischen Besonderheiten von mehr als einem Vorbild bekommt, wie ja sonst auch der Schüler die Technik mehr als eines Meisters studiert.«⁷⁸

Daß die Lehrpraxis der Mitglieder des Berliner Instituts nicht in den programmatischen Texten aufgeht, sondern nur erschlossen werden kann, versteht sich von selbst. Explizit wendet sich der Institutsleiter Eitingon gegen die wohl schon damals verbreitete Vorstellung, man ergehe sich in Durchführungsmaßnahmen⁷⁹: »Daß wir Programme machten, und wie es manchen geschienen haben mag, preußisch viel zu regeln, ja zu reglementieren suchten, nimmt unserem Werk doch vielleicht nichts von seiner Spontaneität, denn wir haben doch erst getan und nachträglich nur, uns auf unseres Tuns Art und Weise besinnend, die Regeln aufgestellt. Nicht ein Muster stellten wir hin, von uns erzählend, auf die Gefahr hin, daß andere uns zum Beispiel nahmen, dabei sollte man es viel besser machen, nur etwas wollten wir zeigen: seht es ist möglich, denn wir sind.«⁸⁰ Seht!

Von daher sollte auch heutigen Institutionen, die sich als Erbwalter des Berliner Instituts sehen, Vorsicht geboten sein.⁸¹

1991 fordert ein früherer Vorsitzender der DPV in der PSYCHE, Mut zum Experiment zu zeigen und an den Ausbildungsinstituten zur Trias Forschung, Lehre und Praxis zurückzukehren.⁸² Die Dauer der dort als isolierter Phase praktizierten Lehranalyse habe sich, in Form zweier Wellenbewegungen Mitte der 30er und Anfang der 50er Jahre, enorm verlängert. Die erste Bewegung sei auf den Eindruck vieler damaliger Analytiker zurückgegangen, nicht ausreichend analysiert zu sein, die zweite auf die Überzeugung, die Lehranalyse bewirke eine zunehmende Purifizierung des Analysanten und mit der Zahl der Sitzungen erhöhten sich zudem die Chancen auf Mitgliedschaft bei den bürokratisierten Instituten. Hatte Freud noch konstatiert, daß die Lehranalyse »nur kurz und unvollständig sein könne«⁸³, so liegt der Durchschnitt heute bei weit über tausend Sitzungen.⁸⁴

Sowohl die Kriterien der Zulassungsverfahren der Institute⁸⁵ als auch Thomäs Auffassung, das Interesse für den Beruf des Psychoanalytikers sei doch endlich als Privatsache des Kandidaten zu betrachten⁸⁶, gehen über das zugrundeliegende Begehren zu analysieren und Analytiker zu werden hinweg. Als wäre er Ausschluß, wird der Rest an Begehren entweder von Ausschüssen mißtrauisch examiniert oder als *quantité négligeable* verharmlost. Weiterhin bleibt auch bei Thomäs Vorschlägen zur Reduktion der Abhängigkeit⁸⁷ vom Lehranalytiker und der Institution⁸⁸ die Autorisierung einem Komitee vorbehalten, das zwar nicht mehr in Termini der »Persönlichkeit« und des »Persistierens von Symptomen oder charakteriologischen Auffälligkeiten«⁸⁹, aber immer noch magistral über das »psychoanalytische Denken« und »therapeutische Handeln«⁹⁰ des Kandidaten urteilt.

»Lange habe ich mich gefragt, ob nicht zu wünschen wäre, daß der praktizierende Psychoanalytiker, der Analytiker in seiner Praxis mehr als Liebhaber, als Amateur arbeite. Inzwischen glaube ich eine Lösung gefunden zu haben. Vielleicht ist die durch Lacan eingeführte

Passe der Übergang vom Amateurismus zum Professionalismus. Nach diesem Übergang ist der Wunsch nicht mehr in derselben Weise in die Praxis verwickelt«, schreibt Lucien Israël⁹¹. Lacans Vorschlag, die *Passe* einzuführen als Prozedur, durch die der Titel *Psychanalyste de l'Ecole* erlangt werden sollte⁹², setzt genau am Problem der magistralen Prüfung an.

Keine Autorität kann entscheiden, ob einer ein Analytiker ist. Es kann nur das Subjekt, das ihn zu seinem Analytiker gemacht hat, mit ihm arbeitet, und er selbst. Doch auch für ihn selbst ist das Wissen des Analytikers nicht mit den Kriterien anderer Arten des Wissens faßbar. Nicht über Einsicht, Überzeugung oder Imitation wird das Begehren zu analysieren für die Praxis nutzbar gemacht, sondern nur über einen Anderen vermittelt.

War Anfang der siebziger Jahre die Einhaltung der Prozedur praktisch schier unmöglich, so wird sie heute in verschiedenen Organisationen ganz unterschiedlich, teils auch gar nicht oder nicht wieder⁹³, praktiziert⁹⁴. Es kann sein, daß einer, der schon seit längerem die Analyse ausübt, sich an einen Berichterstatter - den *Passeur* - wendet, der einer *Jury d'agrément* (Zulassungs-Jury) mitteilt, was er gehört hat. Dieser *Passeur* ist meist ein jüngerer Analysant.⁹⁵ Die Jury »sieht sich über die theoretischen Positionen befragt, die die Ernennung oder Ablehnung eines Kandidaten rechtfertigen. - Auf diese Weise ist der Zugang zum Titel des Analytikers der Schule zuallererst ein effektiver Beitrag zum Fortschritt der psychoanalytischen Theorie.«⁹⁶ Haben ein oder mehrere Mitglieder der Jury den Eindruck, etwas vernommen zu haben, ist der, der etwas zu Gehör bringen wollte, »passiert«. Hat in der Jury keiner diesen Eindruck, heißt dies jedoch keinesfalls, daß man dem, der etwas zu Gehör bringen wollte, abspricht, ein Analytiker zu sein. Darin unterscheidet sich die *Passe* von einer Prüfung.⁹⁷

Ursprünglich führte die *Passe* zum Titel »Analyste de l'Ecole«, was schon heißt, daß man Mitglied sein konnte auch ohne *Passe*. In manchen der heutigen lacanianischen Organisationen in Frankreich wird Wert darauf gelegt, daß der Passant sich an eine andere Organisation wendet - schlecht für Karrieristen. In ihrer strikten Anwendung

wurde die *Passe* bzw. die *Jury* in den letzten Jahren zum Ärgernis innerhalb einer französischen Organisation, in der gelegentlich die *Jury* Analysanten von Oberhäuptern nicht »passieren« ließ.

Daß Sachs von Einzelnen auch vorgeworfen wurde, er sei vom therapeutischen Wert der Psychoanalyse nicht wirklich überzeugt gewesen⁹⁸, geht möglicherweise darauf zurück, daß er sich nicht nur psychoanalytisch mit Kunst befaßt, sondern - keineswegs schöngestig, sondern ausgehend von der Kunst der Traumdeutung - das Psychoanalysieren als Kunst dargestellt hat, wider Seelenklemnerei oder *mental engineering*. Wo es ihm als der Analyse eher abträglich erscheint, wenn ein Psychiater sich ihr zuwendet, setzt er sich dafür ein, daß ein angehender Analytiker sich im Studium jener übe, »who have ever had access to the unconscious, that is, of the great poets, writers and artists of all times«⁹⁹. Als habe er sich bloß mit irgendwelchen Fragen künstlerischer Produktion befaßt, wird ihm nach seinem Tod nachgeschickt, er sei Analytiker »as a psychologist« gewesen¹⁰⁰ - ein weiteres Zeugnis dafür, wie unerträglich es ist, das Psychoanalysieren als eine Tätigkeit *sui generis* und nicht bloß als einen Nebenzweig etwa der Medizin oder der Psychiatrie anzuerkennen.¹⁰¹ Die Unterstellung, daß das Wissen des Analytikers dem akademischen Wissen unterstehe, äußert sich sowohl in Zulassungsbedingungen der meisten Institute (akademischer Abschluß, vorzugsweise in Medizin oder Psychologie), als auch im Dokortitel, den manche Analytiker im Telefonbuch oder auf dem Türschild anführen - eine laterale Absicherung/Autorisierung (vgl. a. Professor Freud, Docteur Lacan), vielleicht auch ein Hinweis auf die Lust an Doktorspielen. Doch ist der Analytiker bei seiner Arbeit nicht in einer Position, derer er sich per Universitätstitel versichern kann, steht doch sein Wissen über das lacansche »klein a«, »petit a« dem »Appetit« und dem »aa«¹⁰² näher als etwa das des Philosophen.

Der Titel dieses Vortrags hat also mehrere Dimensionen:

Was haben Sie anzubieten? Einen Ruf? Ein Ohr? Bin ich bei einem angesehenen Analytiker? Finde ich Gehör bei Ihnen?

Haben Sie einen Titel, der als Heilungs-Versprechen fungieren kann?

Was haben Sie? aber auch als Frage dessen, bei dem eine Übertragung eingang gekommen ist, als das lacansche »Che vuoi«? (das manchmal eben als: »Che c'è?« formuliert wird).

Was haben Sie? als das, was man beim Geliebten findet, was man selbst verloren hat.

Was haben Sie? auch als Vermutung eines Wissens beim Analytiker, eines Wissens, das man wiederfindet oder das man noch nie hatte.

Es kann also nicht darum gehen, den Wunsch, Analytiker zu werden, mit der Auferlegung eines Zwangrituals (Dauer und Häufigkeit der Sitzungen und was Ausbildungskommissionen sich sonst noch ausdenken) zu beantworten, für dessen Erduldung der Titel des Analytikers, Wissen, Weisheit, Technik in Aussicht gestellt wird - und daran geknüpft Zugang zu gesellschaftlichen Privilegien, vielleicht sogar Posten und Klientel. Es resultierte ein Analytiker, der bestens gewappnet ist gegen das, was er nun eigentlich hören können müßte, was aber nicht ins eingebimste Konzept oder zur »Hausmarke« paßt.

Der Analytiker, der sich selbst autorisiert hat, ist kein Bricoleur. Wäre Selbstautorisierung das, was man als Selbstreferenz bezeichnet, wäre sie ein Widersinn. In der Tat fängt man ja nicht einfach an, sondern es wird eine Grenze überschritten, an der man sich eine Verantwortung gegenüber einer Lehre, einem Text, einer Praxis auflädt. Wer für die Tradition und die Ethik der Psychoanalyse einstehen, die Sache der Analyse verteidigen will, bezieht sich auch auf ein soziales Band, auf eine Gesellschaft, Gemeinschaft, die durch einen Text begründet wurde. Allerdings geht die Sache der Analyse nicht in der Sache des Analytikers, als Sache des Ich¹⁰³, oder der Sache der Psychoanalytischen Assoziationen auf.

Anmerkungen:

- 1 vgl. Duden, Herkunftswörterbuch
- 2 Freud 1916-17, GW 391
- 3 beim 2. Internationalen psychoanalytischen Kongreß in Nürnberg, 1910. Ortsgruppen entstanden in New York, London, Berlin, Wien, Budapest, Haag, Zürich, Kalkutta und Moskau. Die Pariser Gruppe konstituierte sich erst 1927.
- 4 Ferenczi 1989, S.148. Möglicherweise richtete sich die Abgrenzung auch gegen Adler, dessen Lehren Freud 1910 schon ablehnte.
- 5 ebda., S. 146
- 6 Freud (1926e), StA 275; Theodor Reik war, als Nichtmediziner, durch die Wiener Behörden der »Kurfuscherei« angeklagt.
Was Lacans Auseinandersetzungen betrifft, vgl. beispielsweise »Die Ausrichtung der Kur und die Prinzipien ihrer Macht«
- 7 Nicht wenige Analytiker jenseits des Rheins unterstellen das nun Drohende seit Jahren schon als fait accompli!
- 8 Bei den Journées »L'expérience de la passe« in Deauville, Januar 1978 (vgl. Lettres de l'EFPP, Nr. 23)
- 9 Übersetzung von »Faire la théorie de la didactique«; ursprünglich in Scilicet (No.4) 1973 anonym erschienen.
- 10 vgl. Lacan Lesen, z.B. S. 134-137
- 11 Freud (1937c) StA 389, GW 96
- 12 Freud (1926e) StA 275
- 13 Freud (1926e) StA 319
- 14 wohl ein Wink Richtung USA, wo einer namens Brill für die richtige Optik sorgte - gegen die Laienanalyse; CDR. Vgl. etwa Jones, Bd. 3, S. 344
- 15 Freud (1926e) StA 321
- 16 Leupold-Löwenthal, S.17
- 17 ebda. S. 18
- 18 ebda. S. 19
- 19 Hingegen wendeten psychoanalytische Vorträge für »Laienpublikum«, etwa Ferenczis, keineswegs an Ungebildete, sondern eben an Nicht-Psychoanalytiker. »Auch sind die Laienanalytiker, die heute Analyse ausüben, keine beliebigen, hergelaufenen Individuen, sondern Personen von akademischer Bildung, Doktoren der Philosophie, Pädagogen und einzelne Frauen von großer Lebenserfahrung und überragender Persönlichkeit«, schreibt Freud zur »Frage der Laienanalyse« (Freud 1926e, StA 335). Im einem Brief an Jung, 1910 wendet er sich gegen dessen Vorstellung, die Mitgliedschaft im Verein »streng akademisch« zu beschränken.
DPG und DPV haben den Laien auf den Diplom-Psychologen reduziert.
- 20 so berichtet von Lutz Rathenow aus dem Jahr 1976, nach SPIEGEL, 49, 1991, S. 267.
Im Amt Höpcke (Kulturministerium) saßen schreibende Zensoren, die teils auch

- Schreibaufträge vergaben. Sie hießen »Literatur-Analysanten« (mit »t«): Carl Corino, Süddt. Ztg. 6.12.91., S. 45.
- 21 Das Wort »Experte« wurde im 19. Jahrhundert aus dem Französischen übernommen, soll heißen: Sachverständiger, erfahren, sachkundig (aus lat. expertus, »erprobt, bewährt« entlehnt. Ihm zugrunde liegt das Verb experi »versuchen, erproben« (vgl. Experiment)).
- 22 Anonym; Die Theorie der Lehranalyse aufstellen, S. 40
- 23 ebda, S. 41
- 24 Lacan 1974, S. 26
- 25 Die CDU/CSU/FDP-Bundesregierung hat 1990 in den Koalitionsvereinbarungen festgelegt, daß in der Legislaturperiode ein Gesetz über den Beruf des Psychotherapeuten (PsychThG) verabschiedet werden soll (auf der Grundlage von Artikel 74 Nr. 19 GG).
Beim Blick auf »ausländische Regelungen und Erfahrungen« (S. 61ff.) werden im Gutachten übrigens allein Österreich, Italien, Schweiz, Niederlande und USA berücksichtigt, dazu »Recht und Politik der Europäischen Gemeinschaft«. Ausgelassen wird Frankreich, das sowieso nicht ganz ins Bild paßt, weil dort der Staat, nach energischer Intervention vieler Psychoanalytiker, - vorerst - auf ein Gesetzes-Ansinnen verzichtet hat (vgl. Jobst).
- 26 Gutachten, S. 88
- 27 S. 89. Es gebe allerdings Hinweise darauf, »daß die Dauer einer analytischen Therapie nicht unabhängig von der Vorerfahrung als Therapeut, insbesondere von der Dauer seiner Lehrtherapie zu sehen ist.« (S. 89) Was das heißen soll, wird nicht angegeben.
- 28 S. 90
- 29 S. 89
- 30 S. 86
- 31 H.-V. Werthmann; im Anhang des Gutachtens
- 32 S. 10 dieser Stellungnahme
- 33 Seit einigen Jahren werden Diplompsychologen mit Nachweis einer Zusatzausbildung in Psychotherapie auch ohne eine Extraprüfung (Heilpraktiker) als Psychotherapeuten anerkannt. Dies sei eine rein formale Angelegenheit. Psa. läßt sich nicht in die gesetzlich gestellte Alternative: Heilbehandlung oder Beratung zwingen. Sie basiert auf der Übertragung, also nicht auf etwas Prüfbarem.
- 34 nach den Richtlinien des Bundesausschusses der Ärzte und Krankenkassen über die Durchführung der Psychotherapie in der kassenärztlichen Versorgung (Psychotherapie-Richtlinien) in der Neufassung vom 3. Juli 1987 (Bundesanzeiger v. 23. August 1987)
- 35 vgl. Mai, S. 59 ff. Beispielhafte Reaktion einer Privatkasse, bei der ein Analysant seine Rechnungen eingereicht hat: »Sie haben Ihren Patienten behandelt wegen Psychotherapie bei Depressionen [die Diagnose stammte wohl von einem früher

konsultierten Arzt;CDR]. Zur Beurteilung eines Versicherungsfalles bitten wir Sie, die Fragen in dem beiliegenden »Ärztlichen Kurzbericht« zu beantworten. Wir sind ermächtigt, diese Auskünfte einzuholen. Sie sind uns gegenüber von der ärztlichen Schweigepflicht entbunden.« »Wir können dann die Antwort an unseren beratenden Arzt weiterleiten, der dann auch entscheidet, wieviel Sitzungen Psychotherapie bewilligt werden können.«

36 Das Unbehagen manch deutscher Lacanianer daran, daß viele Franzosen in den letzten Jahren über Erfahrungen der »clinique« sprechen, rührt wohl nicht nur von der Bedeutung »Krankenhaus, Bett« und dem Anklang an »clean«.

37 »epimeleia heautou«, »cura sui«; »Sorge um sich« haben die deutschen Foucault-Übersetzer gewählt.

38 Ewald, p.55

39 in der ersten Nummer der Zeitschrift »Die psychoanalytische Bewegung«, die sich übrigens in keiner öffentlichen Bibliothek Berlins findet - was auch etwas aussagt über die kulturellen Bedingungen psychoanalytischen Arbeitens in Deutschland. Hanns Sachs (1881-1947), ausgebildeter Jurist, kam - aufgrund seiner Begeisterung für die Traumdeutung - 1910 zu Freud, arbeitete als Analytiker in Wien, gehörte später zum »geheimen Komitee« (aus dem er 1927 auf nicht klar dokumentierte Weise ausschied, als diese private Gruppe als Vorstand der IPV eingesetzt wurde (vgl. Jones, Bd.3, S. 165, u. Wittenberger)) und war ab 1920 am neugegründeten Berliner Institut als Lehranalytiker tätig, bis zu seiner Emigration, 1932, nach Boston, wo er trotz der großen Widerstände gegen Nichtmediziner analytisch arbeitete.

40 Sachs 1929, S. 33f

41 ebda., S. 34

42 ebda., S. 34

43 ebda., S. 37

44 Sachs 1930, S. 54

45 Man zog im September 1928 von der Potsdamerstr. 29 (im Krieg zerstört, wohl nahe der heutigen Nationalgalerie) in die Wichmannstr. 10 (in der Nähe der Budapester Straße) um.

Pro Jahr wurden in der Berliner Poliklinik 640 Analysen durchgeführt, davon liefen, »Höchstleistung«, 192, »etwa 100 Analysen wenig oder ganz Unbemittelter« (wenig Unbemittelte? Wie kam wohl diese Formulierung zustande?) (Festschrift, S. 72). Es verpflichteten Assistenten, Schüler und Mitglieder der Gesellschaft (von letzteren verpflichtete sich jeder, mindestens einen poliklinischen Fall zu übernehmen).

1930 erschien eine Festschrift »Zehn Jahre Berliner Psychoanalytisches Institut (Poliklinik und Lehranstalt)« mit Beiträgen von Ernst Simmel, Otto Fenichel, Carl Müller-Braunschweig, Hans Lampl, Karen Horney, Hanns Sachs, Franz Alexander, Sándor Radó, Siegfried Bernfeld, Felix Boehm, J. Hárník, Gregory Zilboorg, Ola Raknes und Max Eitingon. Freud schrieb ein Vorwort.

46 Freud in Festschrift, S. 5; vgl. a. Eitingon, ebda. S. 71 ff.

47 Festschrift, S. 54

48 Festschrift, S. 29

49 Bernfeld in Festschrift, S. 61, auch im Ullstein-Band 2, S. 346

50 Freud über Anwendung (1926e, StA 339): Therapie der Neurosen (die sog. ärztliche Anwendung), Forschungsmittel in Kultur usw., Pädagogik (Kinderanalyse) und in der Kultur (social workers usw.)

In diesem Zusammenhang spricht Freud übrigens davon, daß der Gebrauch der Analyse zur Therapie der Neurosen nur eine ihrer Anwendungen sei; »vielleicht wird die Zukunft zeigen, daß sie nicht die wichtigste ist« (1926e, StA 339). Entscheidend bleibt aber, daß PSA nicht Buchwissen ist, sondern nur infolge einer an sich selbst praktizierten Analyse ausübbar ist - ganz gleich zu welcher Anwendung.

51 Freud (1926e); StA 338f u. 343

52 Freud (1926e), GW XIV, S. 281

53 Schriften 1, S. 130

54 Festschrift, S. 72

55 Freud 1919a[1918], StA Erg. S. 249

56 Anonym, Teil 1, S. 29

57 Sachs 1930, S.54

»Die Prozedur einer Lehranalyse unterscheidet sich prinzipiell in keiner Hinsicht von einer sonstigen (therapeutischen) Analyse. In den allermeisten Fällen wird dieser Unterschied schon dadurch aufgehoben, daß irgendwelche neurotischen Erscheinungen leichteren Grades vorhanden sind, denn diese Erscheinungen sind in unserer Kulturwelt ziemlich allgemein verbreitet, und gerade sie dienen sehr oft dazu, die Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit für die analytische Aufklärung zu wecken, so daß nicht wenige auf dem Umwege über die eigene Neurose den Weg zur Psychoanalyse finden.« (Sachs 1929, S. 37f.). Sachs fordert geradezu, als eine der wenigen Zulassungsbedingungen, ein Lehranalysant hätte genügend neurotisch zu sein, damit er sich auch wirklich für Neurosen interessiere. (Sachs 1947)

58 wiedergegeben etwa im Bulletin de l'Association freudienne, No. 45, Paris November 1991, S.4ff

59 ebda., S. 30; unter Hinweis auf sein Seminar »Encore«, Die Ratte im Labyrinth (dt. Ausgabe, S. 149 ff.)

60 »Intervention sur la passe«, 1973 in Montpellier, dokumentiert im Bulletin de l'Association freudienne, No. 45, Paris November 1991, S. 27 ff. Lacans Position hat einiges mit der von Bernfeld und Sachs gemeinsam.

61 Man muß heute hinzufügen: neben den Gadgets der Massenmedien, die Religions- und Kirchenfunktionen übernehmen.

62 »In Berlin ging die Tendenz eher dahin, die psychoanalytischen Gesellschaften deutlich von der allgemeinen psychoanalytischen Bewegung zu isolieren und die

Psychoanalyse als ein Spezialgebiet innerhalb der Medizin zu etablieren.«, schreibt Bernfeld 1952. »In Wien, in der Nähe Freuds, neigten wir am meisten zu der Vorstellung, die neuen Möglichkeiten der Bewegung für das ernsthafte Studium der Psychoanalyse und für ihre Anwendung auf alle Bereiche der Therapie und Erziehung zur Verfügung zu stellen.« (Bernfeld, S. 445)

Siegfried Bernfeld (1892-1953) trat 1913 der Wiener Psychoanalytischen Gesellschaft bei, gab am Berliner Institut ab Januar 1926 »analytischen Unterricht für Pädagogen« (vgl. seinen Text in der Festschrift, S. 61 f., und die Hinweise auf seine Tätigkeit ebda., S. 26 u. S. 40); erwar, einige Jahre nach Beginn seiner Praxis, bei Sachs in Lehranalyse. Später arbeitete er selbst als Lehranalytiker in San Francisco, wo er eines Tages aber sich ausdrücklich aus dieser Funktion zurückzog (vgl. Psychoanalytic Pioneers, S. 415-429, hier S. 418). Er sei mit keinem dieser Institute »jemals direkt identifiziert« gewesen und habe eine Position an deren Peripherie eingenommen, schreibt er später (Bernfeld 1952, S. 437)

63 Bernfeld 1952, S. 450 u. S. 438

64 Vorbildung, Fähigkeiten, Charakteranlagen? Wie kann »man diese Dinge am schnellsten und sichersten beurteilen«?

65 66 ausgebildete Analytiker, von denen 34 sich noch in Lehr- und Kontrollanalyse befinden, kann Eitingon nach den ersten acht Jahren vorweisen (Festschrift, S. 73)

66 Anders als bei denen, die, wenn sie von den Standards etwa bezüglich der Dauer und Frequenz von Lehranalysen reden, sich bloß darauf berufen, daß diese rite seien (Wichtiger Punkt der Auseinandersetzung zwischen der IPV und Lacan war die Dauer der Sitzungen bei Lehranalysen: »mindestens 45 Minuten«; vgl. »L'excommunication...«). Noch 1992 besteht die IPV auf wöchentlich vier Sitzungen bei Lehranalysen, ist bei Sachs davon auszugehen, daß er sich in der Mehrzahl seiner Schriften, in der Lehre am Berliner Institut (vgl. Festschrift, S. 43) und als Redakteur der IMAGO mit der Anwendung der Psychoanalyse auf kulturelle Fragen beschäftigt hat, zu denen ja solche Passagerituale - juridischer Kodex der Zulassung und Anerkennung - gehören.

Es stellen sich Fragen wie: Wer anerkennt? Wer wird anerkannt? Was wird anerkannt? Im Hinblick worauf wird anerkannt? Welchen Anspruch impliziert die Anerkennung? Ist jemals der Titel »Psychoanalytiker« dort, wo er als Titel gilt, aberkannt worden?

Es ist ein Unterschied, ob ein Subjekt ein anderes als seinen Analytiker erkennt, anerkennt, ob ein Analytiker einen anderen als solchen - als Kollegen - anerkennt, oder ob irgendeine Institution - psychoanalytische oder nicht - eine Anerkennung ausspricht.

Außer in der Alltagssprache (»ich fühle mich nicht anerkannt« usw.) und in beruflichen Dingen (Diplome, Meisterprüfungen, Ernennungen, Ermächtigungen usw.; z.B. staatlich anerkannter bzw. geprüfter Masseur), spielt Anerkennung auch für Institutionen, etwa Staaten eine Rolle, etwa die völkerrechtlichen Anerkennung (Man erinnere sich der Debatten um die

Nichtanerkennung der DDR als Staat (Hallstein-Doktrin))

67 Sachs 1941, S. 150f.

68 ebda. S. 152; »happiness« ist für Sachs »Freude«, im Sinne der Schillerschen Ode

69 Lacan: Variantes de la cure-type. Ecrits. bes. 349, 357-362

70 »Sie wissen ganz genau, was mit mir los ist! Quälen Sie mich nicht länger, sagen Sie es endlich!«

71 Baraille, S. 14

72 »Die Ausrichtung der Kur und die Prinzipien ihrer Macht.« »La direction de la cure et les principes de son pouvoir«

73 Bernfeld 1952, S. 457

74 In diesem Zusammenhang wäre es nützlich, sich mit den Differenzen zwischen Lehre, Doktrin, Dogma, Theorie, Methode, Technik und Text zu befassen.

75 Hingegen hat etwa Hanns Sachs festgehalten, für ihn sei »the experience of an analyst - and I suspect it is the same with every experience beyond mere routine - (...) not a simple coefficient of the duration in time and the amount of material studied.« (Sachs 1947, S. 157)

76 vgl. die Versprechungen des todesfürchtigen Prinzen von Homburg, auf alle Ansprüche zu verzichten und fürderhin, weit weg, einem bescheidenen Leben nachzugehen.

77 vgl. Safouan: s.a. Bernfelds Hypothese über den Bau des »soliden Walls gegen die Heterodoxie« um 1923, als viele an den unmittelbar bevorstehenden Tod des krebserkrankten Freud glaubten (Bernfeld 1952, S. 446)

78 Sachs 1929, S. 40

79 Vielleicht spielt dies, positiv gewendet, auch später, in Darstellungen der psychoanalytischen Bewegung, noch eine Rolle im Interesse einer geschlossenen Gesellschaft und geschlossenen Tradition.

80 Festschrift, S. 73f. Und Hanns Sachs schreibt 1946 rückblickend, daß »the time I began to do training analysis, this institution was still in its experimental stage. (...) far from being based on precedents and strictly prescribed, it was still inchoate and receiving its definition by a cooperation in which the foremost analysts of the period participated. I had the advantage of comparing my experiences and discussing them with Freud, Ferenczi, Abraham, Rank, Eitingon, Rado and Reik.« (Sachs 1947, S. 157)

81 Natürlich differieren Aussage und Vorgehen, programmatische Erklärungen, Idealmodelle und Praktiken. Was sagt der Schrieb eines Analytikers aus über seine analytische Praxis? Falldarstellung?

Auf die Auseinandersetzungen um die Lehre der Psychoanalyse in Deutschland 1945, etwa zwischen Harald Schultz-Hencke und Carl Müller-Braunschweig, gehe ich nicht ein.

82 Helmut Thomä, früherer Vorsitzender der DPV (1969-1972), Mitverfasser auch eines »Lehrbuchs der psychoanalytischen Therapie«. Thomä, Teil 2, S. 487

83 Freud 1937c, GW 94; Thomä argumentiert auch mit der »irregulären« Ausbildung

der Pioniere der Psychoanalyse als auch der ersten Generation der deutschen Nachkriegsanalytiker (Teil 2, 481f.). Vgl. a. Mitscherlichs Klage: die dritte »Generation ist nicht mehr wie die beiden ersten von einem Entdeckerrausch getragen, sondern zeigt eher ein bürokratieförmiges Ordnungsstreben. In ihm scheint mir dann Unternehmungslust nicht mehr recht am Platze zu sein. Es ist hart, aber doch zutreffend festzustellen, daß manche Analytiker dem Unbewußten weit entrückt sind.« (Mitscherlich, S. 185f)

84 Thomä Teil 1, S. 418

85 Was bei Lacan Gegenstand der Lehr-Analyse ist, nämlich das Begehren zu Analysieren, versuchen die Institute durch Vorgespräche auszufiltern bzw. zu normalisieren (der optimal geeignete Kandidat; mit gewünschtem Normalitätsgrad). Das Begehren zu Analysieren ist für keinen dervon Thomä angeführten Texte Thema.

86 vgl. Thomä, Teil 1, 428

87 Sie träten sowohl bei dem offenen wie bei dem geschlossenen Modell der Lehranalyse auf. Letzteres bedeutet Zulassungsprozedur bspw. an einem Institut, wobei oft der Lehranalytiker gegenüber dieser Institution Bericht erstattet. »offen« heißt ein Verfahren, das als privat bei einem Analytiker beginnt (der evtl. von einer Organisation anerkannt ist), wobei erst im nachhinein, etwa bei der Bewerbung um die Mitgliedschaft bzw. um weitere Ausbildung entschieden wird, »ob die Lehranalyse eine solche war« (Thomä, Teil 1, S. 400 ff.)

88 Z.B. Lehranalyse, Forschung und eigenes Analysieren (er sagt »Krankenbehandlung«) wieder stärker zu verschränken und die Dauer der Lehranalyse von der Mindestgrenze von rund 1.000 Sitzungen auf eine Höchstgrenze von etwa 300 zu reduzieren (Thomä, Teil 2, S. 493)

89 Thomä, Teil 2, S. 494

90 Thomä, Teil 2, S. 488

91 Israel, S. 8/9

92 vgl. Lacan (1967). 1969 wurde die Proposition von der Generalversammlung der Ecole freudienne angenommen.

Es gibt von dieser Proposition zwei Versionen, die vielleicht im Rahmen dieses Colloquiums miteinander zu vergleichen sein werden. Auch können Momente der damaligen Diskussionen und der praktischen Konsequenzen nachvollzogen werden, etwa anhand von Roudinescos »Histoire de la psychanalyse en France«, Bd.2., bes. S. 450 ff u. 746 f. (= Annexes). Sie schreibt, daß während der ersten Jahre die Passe nie korrekt praktiziert worden sei.

vgl. a. »Die Theorie der Lehranalyse aufstellen«

93 vgl. etwa Bulletin de l'Association freudienne, N. 45, Paris Nov. 1991, S.3

94 So wird beispielsweise folgende Einteilung der Praktiken verschiedener Organisationen vorgenommen:

1. le courant dogmatique qui adopte le schéma: passe + procédure + nomination
2. le courant unidoctrinal, mais plus ouvert: passe + procédure - nomination

3. le courant éclectique et les singularités: passe - procédure« (Christophe, S. 77)
95 vgl. Lacans »Intervention sur la passe« von 1973, wiedergegeben etwa im Bulletin de l'Association freudienne, No. 45, Paris November 1991, S. 31

96 zit. nach der Anm. des Übersetzers zur FN 4 des Scilicet-Artikels, Wunderblock 2, S. 50f.

97 Was hat es mit dem Begehren zu passieren auf sich?

98 Im Nachruf konstatiert Felix Deutsch ihm eine »pessimistic vein regarding his belief in the psychotherapeutic effect of psychoanalysis«. Sachs habe aber an »the power of the properly-applied psychoanalytic technique« geglaubt. (Deutsch, S. 10)
Was hat es mit dieser Differenz auf sich? (Therapeutic, Properly, Reine PSA, angewandte PSA, pure)

99 ebda. S. 159

100 Felix Deutsch, S. 10. Übrigens ist die APA (USA) erst 1987 von der Forderung nach völliger Ausschließung der »Laien« abgerückt.

In der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse (Bd. 13, 1927, Teil 1, 2, 3) wurden 28, vorwiegend ablehnende, Erklärungen von Analytikern veröffentlicht. Der Freudsche Text »Nachwort zur 'Frage der Laienanalyse'« (Freud 1927a) beschloß diese Reihe.

101 Auf das Bestreben vieler Analytiker, die Psychoanalyse in den medizinischen Betrieb zu integrieren, weist etwa Bernfeld (1952) hin.

102 Anne Lise Stern zufolge kannte Lacan diesen deutschen Ausdruck

103 vgl. die Hinweise Israels, S. 21

Literatur:

- Anonym: »Faire la théorie de la didactique«. In: Scilicet (No.4), Paris: Seuil 1973. Dt. Übersetzung »Die Theorie der Lehranalyse aufstellen«, in Wunderblock 2 (April 1979) und 4 (Winter 1979/80)
- Bataille, Laurence: Der Nabel des Traums. Weinheim/Berlin: Quadriga 1988
- Bernfeld, Siegfried: Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Berlin: Ullstein 1974 (zunächst, 1969-71, beim März Verlag)
- Bernfeld, Siegfried: Über die psychoanalytische Ausbildung. Psyche 38/1984, S.437-459 (verfaßt 1952, veröffentlicht zuerst 1962)
- Brecht, Karen, Volker Friedrich u.a. (Hrsg.): »Hier geht das Leben auf eine sehr merkwürdige Weise weiter...«. Zur Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland. Hamburg: Kellner 1985
- Christophe, Ph.: Bibliographie sur la passe. In: Le Curieux. Courrier de la Bibliothèque de Recherche Freudienne et Lacanienne, No. 12, Strasbourg 1991
- Deutsch, Felix: Hanns Sachs 1881-1947. In: American Imago. Vol.4, April 1947, No.2, S. 3-11
- Dumézil, Claude; Melman, Charles; Pommier, Gérard; Safouan, Moustafa: La

- 'formation' du psychanalyste en Europe. Broschüre des Cartel der vier Autoren zur Gründung der Fondation Européenne pour la Psychanalyse. Paris 1991 (Die dort gegebene Darstellung der Laienanalyse in Deutschland («l'analyse profane est bannie outre-Rhin») ist falsch.)
- Eine Technik für die Psychoanalyse? Akten des gleichnamigen Kongresses in Karlsruhe, 20. u. 21. Oktober 1990
- Ewald, Francois: Michel Foucault. Lesujet et la vérité; in: L'Ane Nr. 48, Paris: oct.-dec. 1991, S. 55
- Ferenczi, Sándor: Über den Lehrgang des Psychoanalytikers (Vortrag Madrid 1928), in: (Ders.) Bausteine zur Psychoanalyse, Band III: Arbeiten aus den Jahren 1908-1933. Frankfurt/Berlin/Wien: Ullstein 1984 (Leipzig: Internat. Psychoanalyt. Vlg. 1938), S. 422-431
- Ferenczi, Sándor: Zur Organisation der psychoanalytischen Bewegung (Rede beim 2. Kongreß 1910 in Nürnberg). In: (Ders.) Zur Erkenntnis des Unbewußten. Schriften zur Psychoanalyse. Hrg. u. eingel. v. Helmut Dahmer. Frankfurt/M.: Fischer 1989 (München: Kindler 1978), S. 140-153; auch in: (Ders.) Schriften zur Psychoanalyse I. Frankfurt/M.: Fischer 1982 (Fischer 1970), S.48-58
- Freud, Sigmund : Brief an Jung vom 31.10.1910. In: Briefwechsel Freud/Jung: Frankfurt/M.: Fischer 1974, S. 403-408
- (Ders.) (1910k): Über wilde Psychoanalyse. GW 8, S. 118-125; StA Erg.Bd., S. 133-141
- (Ders.) (1914d): Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. GW 10, S.43
- (Ders.) (1916-17a [1915-17]): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW 11; StA 1, S.33
- (Ders.) (1919a[1918]): Wege der psychoanalytischen Therapie. GW 12, 183-194, StA Erg 241-249
- (Ders.) (1919j): Soll Psychoanalyse an den Universitäten gelehrt werden? GW Nachtr., S. 699-703; auch in: Das Argument, Heft 50, Berlin 1969, S. 223-226)
- (Ders.) (1926e): Die Frage der Laienanalyse. Unterredungen mit einem Unparteiischen. GW 14, S. 207-286; StA Erg.Bd. S. 271-341
- (Ders.) (1937c) Die endliche und die unendliche Analyse. GW 16, S.57; StA Erg., S.351
- Gutachten zu Fragen eines Psychotherapeutengesetzes (Antworten auf die Ausschreibung von August 1989). Bundesministerium für Gesundheit (Hrg.): Bonn, Juli 1991 veröffentlicht. (Kann schriftlich angefordert werden bei: Bundesministerium f. Gesundheit, Ref. 315, Deutschherrenstr. 87, 5300 Bonn.)
- Israel, Lucien: Übermittlung und/oder Lehre. In: Wunderblock 2. Berlin 1979, S. 1-26
- Jobst, Eva Maria: Europäischer Binnenmarkt, in: Brief der Psychoanalytischen Assoziation, Nr. 7, Berlin 1991
- Jones, Ernest: Das Leben und Werk Sigmund Freuds, Bd. 3. (Bern und Stuttgart 1962) München: dtv 1984
- L'excommunication. La communauté psychanalytique en France II; Bibliothèque d'Ornicar. Supplément au n. 8 d'Ornicar?. Paris 1977
- Lacan, Jacques(1958): Die Ausrichtung der Kur und die Prinzipien ihrer Macht. In: Schriften 1, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1975, S. 171-239
- Lacan, Jacques(1967): Proposition du 9 octobre sur le psychanalyste de l'Ecole. In: Scilicet 1968, 1, S. 14-30. (Erste Version in: Analytica 1978, 8, S. 3-26)
- Lacan, Jacques (1974): Pressekonferenz in Rom 1974. In: Lettres de l'Ecole Freudienne, 1975 No. 16, S. 6-26
- Lacan lesen. Ein Symposium. Sonder-Nr.1 des Wunderblock. Berlin 1978
- Leupold-Löwenthal, Harald: Der Laie. München u. Wien: Verlag Internat. Psychoanalyse 1990
- Mai, Lutz Michael: Psychoanalyse und Institution am Beispiel der »Kassenanalyse«. In: Lacan lesen (s.o.), S. 59-68
- Mitscherlich, Alexander: Ein Leben für die Psychoanalyse. Anmerkungen zu meiner Zeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984 (1980)
- Psychoanalytic Pioneers. Edited by Franz Alexander, Samuel Eisenstein u. Martin Grotjahn. New York/London: Basic Books 1966
- Reik, Theodor: Wie man Psychologe wird (Rede Sept. 1925 beim 9. Kongreß in Bad Homburg). In: (Ders.): Wie man Psychologe wird. Leipzig, Wien, Zürich: Internat. Psychoan. Verlag 1925, S. 7-33
- Roudinesco, Elisabeth: La bataille des cent ans. Histoire de la psychanalyse en France (2 Bde.). Bd.2:1925-1985, Paris 1986
- Sachs, Hanns: Zur Genese der Perversionen. In: Int. Ztschr. f. Psa. Bd. XI (1923), S. 172-182; wiedergegeben auch in PSYCHE 1971, S. 287-297
- Sachs, Hanns: Psychotherapy and the Pursuit of Happiness. In: American Imago, 1941, II, S.356 ff.; Nachdruck in American Imago Vol. 46, 1989, S. 143-152
- Sachs, Hanns: Observations of a training analyst; PSA Quarterly vol.16, New York 1947: 157-168,
- Safouan, Moustafa: Vortrag vom 23. März 1991 in Strasbourg (Typoskript)
- Thomae, Helmut: Idee und Wirklichkeit der Lehranalyse. In: Psyche, 45. Jg., Heft 5, Mai 1991, S.385-433 und Heft 6, Mai 1991, S. 481-505
- Wittenberger, Gerhard: Zur Geschichte des »geheimen Komitees«. Psychoanalyse im Institutionalisierungsprozeß. in: Psyche 1/ 1988, S. 44-52
- Zehn Jahre Berliner Psychoanalytisches Institut (Poliklinik und Lehranstalt). Mit einem Vorwort von Sigmund Freud. Wien: Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1930. (Nachdruck m.e. Vorwort v. Anna Freud u. v. Gerhard Maetze: Meisenheim 1970) [im Text zitiert als »Festschrift«]
- (Überarbeitete Fassung des Vortrags bei der Matinee der Psychoanalytischen Assoziation am 12.1.1992 in der Galerie T&A, Berlin)

Das Ideal: Zur Frage der Autorisierung des Analytikers und der analytischen Institution

Meine Damen und Herren,

Am letzten Wochenende war zu Beginn einer kleinen Tagung unter dem Titel »Lacan in Deutschland«, die in Karlsruhe stattfand, im Rahmen einer dortigen jüngeren Tradition der Zusammenführung von Analytikern und Therapeuten, die auf irgendeine Weise mit Lacan arbeiten oder an einer Auseinandersetzung mit seinem Diskurs interessiert sind, etwas Merkwürdiges zu hören. Der Veranstalter sagte zur Einleitung, bezugnehmend auf einen Vortrag vom Vorabend, wo es um das Deuten und die Lacanschen Diskursmatheme gegangen war, der im Laufe des Abends mehrfach lautgewordene Wunsch, man möge doch ein Fenster öffnen, habe ihn darauf gebracht, dies jetzt als ein Bild der Arbeit der Tagung voranzustellen. Es müsse in einem Diskurs, der etwas taugt, immer ein Fenster offen sein, denn ein psychoanalytischer Diskurs könne keiner sein, in dem einer auf seinem Platz bleibe. Dieses einleitende Bild produzierte dann in der danach anschließenden Diskussion folgende Aussage. Es wurde - ich habe nicht genau mitbekommen, ob zustimmend oder ein Bedenken anmeldend, aber das tut hier nichts zur Sache - es wurde also aufgenommen mit dem Satz: »Ein offenes Fenster, ja, da ist doch alles zugelassen.«

Ganz ohne Anstrengung, also ganz von selbst, hat sich da, meine ich, gesprochen, wie vertrackt es sein kann mit Idealvorstellungen von einem Ort für die Psychoanalyse, einem Rahmen der, sagen wir einmal, Zusammenarbeit von mit ihr Befassten. Zwingt uns also nicht schon die Sprache zu der Einsicht, daß nicht alles zugelassen werden darf, wenn man einen solchen Ort, sagen wir ruhig eine solche Institution, offenhalten will? Wenn man sich frische Luft, vielleicht gar frischen Wind wünscht, Erneuerung der Arbeit von innen heraus und auch im Austausch mit neuen Phänomenen außerhalb der Institution? Aber ist das Nicht-alles-Zulassen nicht genau das, was bei den bisherigen psychoanalytischen Institutionen in der Regel ganz streng praktiziert wurde, möglicherweise die Institution als solche bedingt, in all ihrer oft kritisierten Vertrocknung und Versteinerung, die man sich dann eigentlich doch nicht erwarten dürfte? Wo es aber tatsächlich ja bei näherem Hinsehen doch genau so zugegangen zu sein scheint, daß hinwiederum dieser ausgesprochene Satz sich so, wie er gemeint war, bewahrheitet hat, daß nämlich genau in diesen dem Bewahren verschriebenen Institutionen mit ihren festgesetzten, rigide gehandhabten Zulassungsbeschränkungen andererseits doch wieder wirklich alles Mögliche zugelassen worden ist an theoretischem und praktischem Umgang mit der Psychoanalyse, so daß das Nicht-alles-Zulassen tatsächlich Tür und Tor für allerhand Buntes auf psychoanalytischem Gebiet geöffnet hat, bis hin zu einer Tendenz nach »Überwindung« Freuds und jedenfalls zu einer recht selbstherrlichen Zurichtung und Verarbeitung dessen, was er in seinen Werken als seine, nämlich als *die* Psychoanalyse gegeben hat. Da es mir hier nicht um eine Polemik gehen soll, muß ich mich wohl oder übel auf das vertrackte Problem, das dieser sicher nicht zufällig gefallene Satz mir stellt, einlassen. Es ist möglicherweise eine Frage, wo, an welcher Stelle, auf welcher Ebene, sich die Öffnungen befinden. Wenn man etwas zur Tür hinauswirft, kann es durch das Fenster wieder herein kommen und natürlich auch umgekehrt. Und gerade wenn man etwas zuhält, kann dasselbe anderswo, an ganz unerwartetem Ort hervorbrechen. Logischerweise muß ja erst einmal etwas umrissen werden, um einen Unterschied von Innen und Außen und damit eine Mög-

lichkeit der Öffnung zu konstituieren, aber warum ist es so schwierig so heikel, dieses Nicht-alles-Zulassen an einer Stelle so streng und genau zu bestimmen, daß es auch im selben Akt - in »einem einzigen Zug« - das Offengelassene und Offenzulassende setzt, ohne daß diese Bestimmung es zuklebt, es wieder verschließt und dadurch manches andere undicht wird, es zum Beispiel zu ziehen anfängt oder hereinregnet oder -schneit? Diese Genauigkeit könnte gelingen, wenn man genau wissen könnte, was man tut. Sie wäre das Ideal. Wie könnte oder gar sollte sich ein Zusammenschluß von mit Psychoanalyse Befassten zu einem solchen Ideal verhalten oder sich ihm verpflichten? Der aktuelle Anlaß, der die Auseinandersetzung mit dieser Schwierigkeit notwendig macht, ist Grund dieser Colloquien, es ist die Frage der Autorisierung des Analytikers und die Frage seiner Anerkennung in einer psychoanalytischen Institution, der unseren.

Ich will mein Thema einführen mit dem Satz Freuds aus *Die Frage der Laienanalyse* (IV) 1926, der noch vor jedem Eingehen auf Institutionelles eine Demarkationslinie zieht, etwas gesetzt hat: »...ich lege den Akzent auf die Forderung, daß niemand die Analyse ausüben soll, der nicht die Berechtigung dazu durch eine bestimmte Ausbildung erworben hat.«¹ Mit dieser Aussage sind Begriffe da, die wie sattsam bekannt - ich möchte in meinem Vortrag nicht auf Historisches eingehen -, ihre Wirkung gezeitigt haben: *Berechtigung* zur Ausübung der Analyse, *Erwerb* dieser Berechtigung durch eine *bestimmte Ausbildung*.

Wie diese Ausbildung aussehen könnte, entwirft uns Freud ein Stück weit aufzählend: »Der Unterrichtsplan für den Analytiker ist erst zu schaffen, er muß geisteswissenschaftlichen Stoff, psychologischen, kulturhistorischen, soziologischen ebenso umfassen wie anatomischen, biologischen und entwicklungsgeschichtlichen. Es gibt dabei soviel zu lehren, daß man gerechtfertigt ist, aus dem Unterricht wegzulassen, was keine direkte Beziehung zur analytischen Tätigkeit hat und nur indirekt wie jedes andere Studium zur Schulung des Intellekts und der sinnlichen Beobachtung beitragen kann. Es ist bequem, gegen diesen Vorschlag einzuwenden, solche analytischen

Hochschulen gebe es nicht, das sei eine Idealforderung. Jawohl, ein Ideal, aber eines, das realisiert werden kann und realisiert werden muß. Unsere Lehrinstitute sind bei all ihrer jugendlichen Unzulänglichkeit doch bereits der Beginn einer solchen Realisierung.«²

Ein Ideal, das realisiert werden kann und realisiert werden muß, unter diese schlicht ungeheure Forderung setzt Freud im *Nachwort zur »Frage der Laienanalyse«* (1927) also die Lehrinstitute, die sich der Ausbildung der Analytiker annehmen sollen. Er bürdet ihnen die Verwirklichung eines Ideals auf. Bekanntermaßen ist die erklärte Absicht des Textes die Erläuterung, warum ein Studium der Medizin unzureichend, ja geradezu ungeeignet für das Analytikerwerden, sondern dafür eine spezifische Ausbildung vonnöten sei, die ein Wissen und eine bestimmte Geisteshaltung vermitteln müsse, auf die ein Studium der Medizin in keiner Weise vorbereiten könne. Ausschließlich vom Erwerb eines durch Studien, durch Unterricht zu erlernenden Wissens spricht Freud in dieser Passage, in der er die Forderung nach einem zu realisierenden Ideal setzt, das ist hervorzuheben. Er spricht hier nicht von der Analyse, die einer, der Psychoanalytiker werden will, zu machen habe. Es soll spezifisch psychoanalytischen *Unterricht* geben, das ist die Idealforderung. »Jawohl, ein Ideal, aber eines, das realisiert werden kann und realisiert werden muß.« Es gehört, denke ich, zu diesem Kontext, paßt genau zu dieser Idealforderung Freuds, daß die von Lacan gegründete Organisation *Ecole freudienne* hieß (und in ihrem Gefolge dann noch andere, zum Beispiel Sigmund Freud-*Schule*) und die Zeitschrift, die die Arbeit dieser Ecole repräsentieren sollte (erschieden in wenigen Nummern ab 1968) den Titel hatte: »*Scilicet - tu peux savoir ce qu'en pense l'Ecole freudienne de Paris*«. Freud verpflichtet also auf das Ideal eines durch Unterricht, durch Lehre ermöglichten Zugangs zu dem, was man von der Psychoanalyse wissen kann. Von einem Numerus clausus in bezug auf Personen ist bei dieser Vorstellung einer psychanalytischen »Hochschule« nicht die Rede. Es gibt nur stoffliche Bestimmungen pragmatischer Natur, zuzulassen sind nur Wissensgebiete, die mit der Psychoanalyse direkt zu tun haben.

Dazu jetzt eine Passage aus *Die Frage der Laienanalyse*, in der die zu machende Analyse erwähnt wird und die deutlich weniger hochgestimmt klingt: » »Deuten!« - läßt Freud seinen imaginierten Gesprächspartner, den »Unparteiischen« ausrufen - »Das ist ein garstiges Wort. Das höre ich nicht gerne, damit bringen Sie mich um alle Sicherheit. Wenn alles von meiner Deutung abhängt, wer steht mir dafür ein, daß ich richtig deute? Dann ist doch alles meiner Willkür überlassen.«

Gemach, es steht nicht so schlimm. Warum wollen Sie Ihre eigenen seelischen Vorgänge von der Gesetzmäßigkeit ausmehren, die Sie für die des anderen anerkennen? Wenn Sie eine gewisse Selbstzucht gewonnen haben und über bestimmte Kenntnisse verfügen, werden Ihre Deutungen von Ihren persönlichen Eigenheiten unbeeinflusst sein und das Richtige treffen. Ich sage nicht, daß für diesen Teil der Aufgabe die Persönlichkeit des Analytikers gleichgültig ist. Es kommt eine gewisse Feinhörigkeit für das unbewußte Verdrängte in Betracht, von der nicht jeder das gleiche Maß besitzt. Und vor allem knüpft hier die Verpflichtung für den Analytiker an, sich durch tiefreichende eigene Analyse für die vorurteilslose Aufnahme des analytischen Materials tauglich zu machen. Eines bleibt freilich übrig, was der »persönlichen Gleichung« bei astronomischen Beobachtungen gleichzusetzen ist; dies individuelle Moment wird in der Psychoanalyse immer eine größere Rolle spielen als anderswo. Ein abnormer Mensch mag ein korrekter Physiker werden können, als Analytiker wird er durch seine eigene Abnormalität behindert sein, die Bilder des seelischen Lebens ohne Verzerrung zu erfassen. Da man niemand seine Abnormalität beweisen kann, wird eine allgemeine Übereinstimmung in den Dingen der Tiefenpsychologie besonders schwer zu erreichen sein. Manche Psychologen meinen sogar, dies sei ganz aussichtslos und jeder Narr habe das gleiche Recht, seine Narrheit für Weisheit auszugeben. Ich bekenne, ich bin hierin optimistischer. Unsere Erfahrungen zeigen doch, daß auch in der Psychologie ziemlich befriedigende Übereinstimmungen zu erreichen sind. Jedes Forschungsgebiet hat eben seine besondere Schwierigkeit, die zu eliminieren wir uns bemühen müssen. Übrigens ist auch in der

Deutungskunst der Analyse manches wie ein anderer Wissenstoff zu erlernen, zum Beispiel, was mit der eigentümlichen indirekten Darstellung durch Symbole zusammenhängt.«³

Hier ist entschieden nicht mehr von einem zu realisierenden Ideal die Rede. »Ziemlich befriedigende Übereinstimmungen« können - möglicherweise - erzielt werden, wenn es gut geht, mehr nicht. Doch worin? Im Umgang mit dem Material der Psychoanalyse, dem eine Strukturierung supponiert wird. Und hier nun die optische Metapher einer möglichen »Verzerrung« beim einzelnen in der Sicht auf die »Bilder des seelischen Lebens«. Wenn einer, um es salopp auszudrücken, eine Macke hat, steht er schräg in dieser Struktur und somit auch zu dieser Struktur, verzerrt sich ihm aus seinem besonderen Blickwinkel heraus, was er bei der Ausübung der Psychoanalyse zu deuten hat, so wie er ein verzerrtes Bild von seiner Befähigung dazu nährt. Und genau das kann ihm, nämlich aus genau diesem Grund, niemand beweisen, sagt Freud. Er wird ein Störenfried in einer eventuell erreichten »befriedigenden Übereinstimmung« der andern sein, wenn er sie nicht, dadurch daß sie sich in seiner Ablehnung einigen, also gerade durch ihn ihre Übereinstimmung finden, im Gegenteil noch bekräftigt. Daß so etwas ein Ideal wäre, würde wohl niemand zu behaupten wagen. Wenn ein Ideal einer Übereinstimmung erstrebt werden sollte, müßte es sich schon aus anderen Quellen nähren, das Eliminieren dieser Schwierigkeit im Forschungsgebiet, von der Freud spricht, müßte eine Möglichkeit der logischen Verallgemeinerung zeitigen.

Aber bleiben wir zunächst einmal bei dem Bild der »Verzerrung«. Das Optische als Mittel der Darstellbarkeit spielt in der psychoanalytischen Theorie eine große Rolle, bei Freud wie bei Lacan. Es ist aber bedenkenswert, daß Lacan von Optischem, von optischen Bildern und Modellen, ausgegangen ist - Das Spiegelstadium, Vase und Blumenstrauß im Hohlspiegel -, um in einer späteren Phase seines Lehrens und Denkens zur Topologie zu kommen. Genau das hat mit der Frage des Ideals zu tun. Um das ein Stück weit zu zeigen, werde ich für viele von Ihnen jetzt vielleicht allzu Elementares darzulegen versuchen, das in seiner notwendigen Verkürzung hinwiederum für

jemanden, dem das Lacansche Denken noch neu ist (und da das eine öffentliche Veranstaltung ist, stellt man sich doch immer vor, daß so jemand gekommen sein könnte) weder einigermaßen faßlich noch einleuchtend sein mag. Aber ich kann, finde ich, nicht anders vorgehen, wenn ich mir selbst die Schritte klarmachen möchte, wie ich auf bestimmte Schlüsse komme. Ich bitte also um Ihre geneigte Geduld, auch dafür, daß sich die Schlüsse, zu denen ich gekommen zu sein meine, sich möglicherweise im Versuch, sie Schritt für Schritt nachzugehen, unterwegs wieder auflösen und also gar nicht mehr formuliert werden können. Das wird sich zeigen, warten wir es ab.

Während das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion die Identifizierung mit dem Spiegelbild als einem antizipierten Ideal der körperlichen Ganzheit in seiner orthopädischen Funktion setzt, als »lockende Täuschung der räumlichen Identifikation« und gleichzeitig als »Bruch des Kreises von der Innenwelt zur Umwelt«, der die »unerschöpfliche Quadratur der Ich-Prüfungen« hervorbringt,⁴ entwickelt Lacan das optische Modell der umgekehrten Blumenvase (in der Optik gibt es das Modell andersherum als einen umgekehrten, auf dem Kopf stehenden Blumenstrauß) neben der Veranschaulichung des Spiegelstadiums zu einer Veranschaulichung der Funktion des Ichideals. Er setzt dieses Modell ein in die von Freud entworfene Ausbildung dieses Ichideals aus der primären Identifizierung mit dem Vater im Ödipuskomplex. (In gedrängter Form nachzulesen z.B. im Kapitel über »Die Identifizierung« in *Massenpsychologie und Ich-Analyse* und natürlich unverzichtbar in *Zur Einführung des Narzissmus*). Um es ganz knapp anzudeuten: Das So-sein-wollen wie der Vater in zärtlicher Bewunderung des Vorbilds schließt in der Ambivalenz der Identifizierung, die sich benimmt wie ein Abkömmling der primitiven oralen Trieborganisation »was mir gefällt, will ich fressen, mir einverleiben«, den Wunsch nach der Beseitigung des Vaters ein, um selbst bei der Mutter an seine Stelle zu treten. Die Kastrationsgefahr bewirkt dann in einer modellhaft verlaufenden ödipalen Phase den Untergang des Ödipuskomplexes durch die Aufnahme des Vorbilds ins Ich, einerseits als strafende Instanz, als das Überich, das aber, gleichsam davon abgedoppelt, als ergänzende Leitfunktion ein Ichideal hat,

nach dem sich das Ich in seinen Trieben ausrichten muß. Dieses Ichideal ist ein Zensor. »Das Ichideal hat die Libidobefriedigung an den Objekten unter schwierige Bedingungen gebracht, indem es einen Teil derselben durch seinen Zensor als unverträglich abweisen läßt. Wo sich ein solches Ideal nicht entwickelt hat, da tritt die betreffende sexuelle Strebung unverändert als Perversion in die Persönlichkeit ein. Wiederum ihr eigenes Ideal sein, auch in betreff der Sexualstrebungen, wie in der Kindheit, das wollen die Menschen als ihr Glück erreichen.«⁵

Ein Weg, das wenigstens teilweise zu verwirklichen, kann die neurotische Symptombildung sein, bei der es sich wiederum um eine Identifizierung handelt, entweder um dieselbe wie die aus dem Ödipuskomplex, Freud führt das Beispiel des jungen Mädchens an, das den quälenden Husten der Mutter übernimmt, auf die es eifersüchtig ist, oder um eine Identifizierung, die an die Stelle der Objektwahl tritt. »Wir haben gehört, daß die Identifizierung die früheste und ursprüngliche Form der Gefühlsbindung ist; unter den Verhältnissen der Symptombildung, also der Verdrängung, und der Herrschaft der Mechanismen des Unbewußten kommt es oft vor, daß die Objektwahl wieder zur Identifizierung wird, also das Ich die Eigenschaften des Objekts an sich nimmt. Bemerkenswert ist es, daß das Ich bei diesen Identifizierungen das eine Mal die ungeliebte, das andere Mal aber die geliebte Person kopiert. Es muß uns auch auffallen, daß beide Male die Identifizierung eine partielle, höchst beschränkte ist, nur einen einzigen Zug von der Objektperson entlehnt.«⁶

In seinem optischen Modell von der auf den Kopf gestellten Blumenvase zeigt Lacan die Funktion dieses Freudschen Ichideals, das er der Kategorie des Symbolischen zuordnet. Gerade an dieser Stelle, in seiner Ausarbeitung dieses Freudschen Begriffs, ist wieder einmal gut zu verfolgen, wie Lacan am Freudschen Text arbeitet. Er interpoliert bekanntlich die strenge Begriffstrennung von dem, was Freud einmal Ichideal, einmal Idealich nennt. Das Idealich die imaginäre, als Bild kaptivierende Täuschung der Verkennung seiner selbst, das Ichideal die symbolische Instanz, die mißt und damit, indem sie einen Teil als unverträglich abweist, einen Entzug am realen Objekt als gesetzmäßige Forderung setzt, als gesetzmäßige Differenz in Wirkung

tritt, im »einzigem Zug«, dem *trait unaire* der Linguistik, den Lacan so der Freud'schen Psychoanalyse unterstellt. In diesem Sinn vertritt das Ichideal für Lacan die durch die Sprache gegebene symbolische Funktion schlechthin. Er zeigt sie nun in seinem optischen Modell als Ausrichtung einer bestimmten Position, aus der heraus ein im Modell als Auge dargestelltes Subjekt in einem Hohlspiegel das durch die Spiegelung auf den Kopf gestellte Bild der Blumenvase, die seinem direkten Blick hinter einer Schachtel entzogen ist, so sehen kann, daß ein oben auf der Schachtel angebrachter, unversteckter Blumenstrauß in ihr zu stehen scheint. Das mit Hilfe eines Spiegels, in dem das vollständige Arrangement als virtuelles Bild erscheint. Das heißt unter anderem - das Schema hat verschiedene Verwendungen bei Lacan -, daß im Imaginären, also da, wo im Bereich des Hohlspiegels das Bild erscheint, das Reale und dieser Entzug des Realen, der durch die versteckte Vase dargestellt ist, sich scheinhaft aufheben, kurz und nicht ganz so lacanesisch gesagt, daß sich aus einer bestimmten Position heraus das Begehren in einer wohlthätigen Täuschung an realen Gegenständen entzünden kann, jemand zum Beispiel einen Sexualpartner oder eine -partnerin findet oder auch ein sublimiertes Triebziel anvisiert, wenn das Ichideal als Zensor und Führer ein Arrangement, eine Akkomodation möglich macht.

»Was ist mein Begehren? Welche Position nehme ich in der imaginären Strukturierung ein? Diese Position ist begrifflich nur in dem Maße, wie ein Führer sich jenseits des Imaginären befindet, auf der Höhe der symbolischen Ebene, des gesetzlichen Tausches, der sich einzig im verbalen Tausch zwischen menschlichen Wesen inkarnieren kann. Dieser Führer, der das Subjekt kommandiert, ist das Ich-Ideal.

Die Unterscheidung ist absolut wesentlich, und sie erlaubt uns das zu begreifen, was sich in der Analyse auf der imaginären Ebene, welche sich Übertragung nennt, abspielt.

Um das zu erfassen - da liegt das Verdienst von Freuds Text - muß man begreifen, was *Verliebtheit* ist. Die Liebe ist ein Phänomen, das sich auf der Ebene des Imaginären abspielt und eine wahrhaftige Unterwanderung des Symbolischen, eine Annullierung, Verwirrung der Funktion des Ich-Ideals provoziert. Die Liebe eröffnet wieder - wie

Freud schreibt, der nicht mit dem Löffelrücken darangeht - die Tür zur Vollkommenheit.«⁷

Eine andere Möglichkeit der Befriedigung als das partiell funktionierende neurotische Identifizierungssymptom, zu deren Entdeckung Freud bekanntlich in *Massenpsychologie und Ich-Analyse* kommt, ist nämlich die Liebesverblendung, bei der das Objekt an die Stelle des Ichideals gesetzt wird und dadurch die Gewissensfunktion des Überichs aufhebt. Er spricht daher von der wesentlichen Alternative, »ob das Objekt an die Stelle des Ichs oder des Ichideals gesetzt wird.«⁸, und kann von da an erklären, was Verliebtheit, Hypnose und Massenbildung ausmacht: »Eine solche primäre Masse ist eine Anzahl von Individuen, die ein und dasselbe Objekt an die Stelle ihres Ichideals gesetzt und sich infolgedessen in ihrem Ich miteinander identifiziert haben.«⁹

Dazu Lacan: »Das Ich-Ideal kann sich als ein Sprechendes, in der Welt der Objekte auf der Ebene des *Ideal-Ichs*, das heißt, auf einer Ebene situieren, wo sich jene narzißtische Verhaftung einstellt, mit der uns Freud den ganzen Text lang in den Ohren liegt. Sie sehen ein, daß es in dem Augenblick, wo sich diese Vermischung einstellt, keinerlei Möglichkeit gibt, den Apparat zu regulieren. Anders gesagt, wenn man verliebt ist, ist man närrisch, wie der Volksmund sagt.«¹⁰

Anders gesagt, dann wird das Spiegelbild innerhalb des optischen Apparats in der Verzerrung gesehen, von der Freud in dem eingangs zitierten Zitat spricht, unregulierbar.

Ich hoffe, daß das bis jetzt Ausgeführte und Zitierte wenn auch minimalen, sodoch einigermaßen genügenden Boden gelegt hat für die Überlegungen zum Thema unseres Colloquiums, die ich von ihm aus jetzt anstellen möchte. Die Analyse, wie Lacan sie mit der Anschauung seines optischen Modells beschreibt, besteht in einer Regulierung der durch die Übertragung, die eine Form der Verliebtheit ist, hergestellten Verzerrung. Und sie gelingt, wenn sie ihren Namen verdient, nur in dem Sinne, daß der Analytiker nicht einfach die Funktion des Ichideals übernimmt und erfüllt, nicht eine Identifizierung auf sich nimmt oder gar fordert, die nicht mehr oder nur mit möglicherweise katastrophalen Folgen zu lösen wäre, sondern daß er - und ich bleibe

hier noch einmal bei der Anschaulichkeit des Modells -, indem er sein aller Hoffnung auf Glück und Gut entleertes Begehren als Analytiker einzusetzen weiß, den Spiegel kippen läßt, ihn eine Drehung vollziehen läßt, nach deren Verlauf sich die Akkomodation des Bildes zwar wieder herstellt, aber in ihrer Scheinhaftigkeit erfahren worden ist, was eine weniger grausame Funktionswirkung des Überichs mit sich bringt, gerade weil die Notwendigkeit der Gesetzesinstanz in ihrem moralisch nicht zu rechtfertigenden Ursprung bewußt werden konnte. Das hat Konsequenzen für die Moral, sie wird in der analytischen Erfahrung zu einer Ethik des Begehrens, dem das Subjekt sich nun unterworfen und verhaftet weiß, nicht weil es sündig wäre, sondern weil es spricht und sterblich ist. »Und zu entdecken, daß das Überich in seinem innersten Imperativ durchaus in der Tat «die Stimme des Gewissens» ist, das heißt zuallererst eine Stimme, eine ganz stimmliche, und ohne mehr Autorität als die einer zum Brüllen erhobenen Stimme: der Stimme, von der immerhin ein Text in der Bibel uns sagt, daß sie sich den Ohren des um den Sinai gelagerten Volkes kundtat, wobei allerdings dieser Kunstgriff hier vermuten läßt, daß sie in ihrem Ertönen (ihrer Enunziation) ihm seinen eigenen Lärm zurückwarf, da ja trotzdem die Tafeln des Gesetzes notwendig waren, um ihre Aussage zu erfahren.

Nun steht aber auf diesen Tafeln für den, der zu lesen weiß, nichts geschrieben außer den Gesetzen des Wortes (der Sprache) selbst. Das heißt soviel, wie daß mit der *per-sona* zwar die Person anfängt, aber wo die Persönlichkeit? Eine zum Schweigen bekehrte Ethik kündigt sich an, durch die Heraufkunft nicht des Schreckens, sondern des Begehrens: und es geht darum, herauszufinden, wie der Plauderweg der analytischen Erfahrung dorthin führt.«¹¹

Nun, er führt nach Lacans Forderung über eine Erfahrung der absoluten Hilflosigkeit, die sich in der Analyse (der »eigentlichen«, die einen Analytiker hervorbringen soll) an einem gewissen Punkt einstellen muß, wenn die stützenden Ichidentifizierungen dahinfallen, er führt über diese absolute Hilflosigkeit, die bereits jenseits der Angst liegt dorthin, nämlich zur Heraufkunft des Begehrens, das sich von der Verliebtheit befreit hat. Und hier müßte ich jetzt eigentlich von der durch Lacan dem Subjekt des Sprechens zugeschriebenen Erfahrung

der Sterblichkeit sprechen, die mit der Artikulation des Begehrens verbunden in die Analyse eingeht, aber ich will damit zurückhalten und auf das Ideal zurückkommen, auf das Ideal, das eine psychoanalytische Institution angeht.

Eines ist, denke ich, durch meine sicher in vielem zu verknappeten Ausführungen klar geworden: eine Assoziation von Psychoanalytikern setzt die Notwendigkeit einer Übereinkunft voraus und muß sich darin entscheiden, ob sie sie nach dem Modell der primären Masse, von der Freud spricht, erzielen will oder nach dem Modell der zu durchlaufenden Zyklen der analytischen Erfahrung. Das erstere, das nicht anders funktionieren würde als Kirche und Heer, würde damit die Wirkung der Analyse außer Kraft setzen, sie höchstens noch in einzelnen Elementen in einer rein therapeutischen Form für praktikierbar ansehen. Die Regeln und Verordnungen der Institution träten für den einzelnen an die Stelle des Ichideals, um beruhigende Sicherheit zu vermitteln, die Autorisierung wäre Sache der Institution, die darin umso strenger sein müßte, je weniger sie von der Theorie her zu sagen wüßte, was sie eigentlich autorisiert. Sie würde umso lauter Zulassungseinschränkungen aufstellen, umso weniger sie zu lesen wüßte, daß auf ihren Gesetzestafeln eigentlich die Struktur der Sprache verzeichnet ist. Denn der Hilflosigkeit in der Struktur ist noch immer der Rückgriff auf die reine Autorität als Macht gefolgt, im Gewande der Moral. Es ist klar, daß, so wie ich das darstelle, schon eine gehörige Portion Zynismus vonnöten wäre, würde ich das für eine bedenkenswerte Lösung oder Entscheidung halten.

Wesentlich schwieriger ist es mit der Alternative. Wenn es in einer Überkunft nicht um die unanalytisierte und danach auch wohl unanalysierbare Übertragung gehen soll, um Übertragung schlechthin, wie ich es gerade beschrieben habe, sondern um etwas anderes, dann könnte an Stelle des Ichideals das Wissen um die Struktur, also in diesem Fall der psychoanalytische »Diskurs« stehen, in dem formuliert worden ist: Der Analytiker autorisiert sich selbst und mit einigen anderen. Die Übereinkunft in diesem Wissen wäre ja, daß man auf einen Anspruch nicht antworten kann, wenn das Begehren sich artikulieren soll. Dabei würde aber genau die Gewißheit dieses

Wissens sich selbst in die Tasche lügen, wenn nämlich dieses Wissen nicht so an der Stelle des Ichideals funktionieren würde, daß es es aufhebt, sondern so, daß es seine Funktion übernimmt. Es wäre ein realisierbares Ideal, ein gelungener Narzißmus des »besseren Wissens«, durch fleißiges Studium und Intelligenz oder auch einfach Geschwätzigkeit oder Keckheit zu erwerben, in Verkennung der Bedingung, daß es zwar erworben werden kann, daß das aber teuer ist, nämlich nicht nur Fleiß und Begabung, sondern auch die jedes Vertrauens in ein Wissen in seinen Grundfesten erschütternde analytische Erfahrung kostet, die man so geläufig die Erfahrung der Kastration, oder in der Lacanschen Triade der Kastration, des Entzugs, der Versagung nennen kann, ohne sie je zu machen. Das Wissen kann an die Stelle der analytischen Erfahrung treten, täuschend und großartig.

Ich weiß nicht, wo eine nicht autoritäre Übereinkunft zu finden wäre, wie tatsächlich stattgefundenen Analysen anerkannt werden können, gewiß »man« meint das oft deutlich am Stil des Sprechens einer Person zu spüren, aber genau das ist kein Kriterium für Übereinkunft, sondern radikal des einzelnen, des nur vom Besonderen zum Besonderen Übertragbaren, der Liebe also. Bis jetzt sind Stil-kriterien Behauptungen, gesetzt werden könnten sie, denke ich, nur unverhüllt als Aufsichtnahme der Macht in ihrer Möglichkeit, zu irren, ohne moralisierendes Mäntelchen.

Lacan ist von seinen optischen Modellen zur Topologie gekommen, weil er eine neue Art des Umgangs mit Dimensionen suchte, in der solche Dinge vielleicht zu erkennbaren Übereinkünften würden, in der das nicht mehr Sinn machende Gesetz verankerbar wäre. Wer ihn in seinen letzten Jahren bei seinen Seminaren gesehen hat, wie er manchmal lange Zeit völlig versunken auf seine verknoteten Schnüre in seinen Händen starrte, der weiß, daß das Ideal des Wissens immer wieder mit der Hilflosigkeit unserer sterblichen, durch die Existenz des Todes von vornherein vergeblichen Bemühungen zu bezahlen ist. Wenn jemand sich dieser Erfahrung als Beruf verschreiben will, wenn er handeln will mit seinem Begehren, das kein Gut ist, sollte er eine Analyse machen, mehr weiß ich im Moment dazu nicht zu sagen. Es müßte eine Übereinkunft gesucht werden, wie davon Zeugnis abzulegen ist.

Anmerkungen:

- 1 S.Freud: Die Frage der Laienanalyse: Unterredungen mit einem Unparteiischen (1926), St.agb.,Ergbd., S.325; GW.Bd.14. S.267.
- 2 S.Freud: Nachwort zur »Frage der Laienanalyse« (1927), St.agb.,Ergbd., S.343; GW.Bd.14, S.289.
- 3 Die Frage der Laienanalyse, a.a.O.,Erg. S. 311; GW.14. S. 250.
- 4 J.Lacan: Schriften, ausgewählt und herausgegeben von Norbert Haas, Olten 1973, S.61-70.
- 5 S.Freud: Zur Einführung des Narzißmus (1914), St.agb. Bd.III. S.67; GW.Bd.10. S.168.
- 6 S.Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse (1921), St.agb. Bd.IX. S.100; GW.Bd.13. S.117.
- 7 J.Lacan: Das Seminar von Jacques Lacan, Bd.I, Freuds technische Schriften, Olten 19??, S.182.
- 8 S.Freud, a.a.O., St.agb. Bd.IX. S.107, GW.13. S.126.
- 9 a.a.O., St.agb.S.108; GW. S.127.
- 10 J.Lacan: Das Seminar, Bd.I, a.a O., S.183.
- 11 J.Lacan: Ecrits, Remarque sur le rapport de Daniel Lagache, Paris. 1966, S.684, (Übers.J.P.).

(Vortrag in der Psychoanalytischen Assoziation, T&A Galerie, Berlin, am 16.Februar1992)

Vorbemerkung:

Der folgende Vortrag hatte eine Funktion innerhalb der Diskussionen der Assoziation. Nicht zuletzt ging es um die Frage, ob die Literaturinterpretation eines Psychoanalytikers anders sein müsse, sein könne als die eines, sagen wir: Universitären.

Die kurze Diskussion nach dem Vortrag ließ auf eine diffuse Weise ein Bedürfnis nach einem anders gearteten Diskurs erkennen, der wohl vor allem das Merkmal haben sollte, nicht »abzuschließen«, zwar vielleicht mit den Freudschen und Lacanschen Begriffen zu operieren, den Text aber nicht als Demonstrationsobjekt für diese Begriffe zu verwenden.

So selbstverständlich das zweite ist, so unsinnig ist das erste.

Die Form der Textanalyse ist autonom. Sie verbündet sich hier mit der - ja, warum denn nicht: Lust des Analytikers am Lösen von Rätseln. Sie darf aber nicht verwechselt werden mit einer Psychoanalyse. Der Text assoziiert nicht; wer assoziiert, und dies hoffentlich lege artis, ist der Text-Analytiker. Und seine Darstellung löst einiges auf. Und in der Tat: sind dann einige Fragen gestellt, hält die Bewegung des Vortragenden mit dem Text und wohl auch die Bewegung der Hörenden stillgestellt auf. Natürlich: Wort ist Mord. Natürlich: die Sphinx bringt sich um, als ihre Fragen beantwortet sind.

Aber: sie war voreilig und hätte ruhig zuwarten können. Das fängt wieder an zu puckern und sich zu regen und zu neuen Fragen Anlaß zu geben - wenn es denn ein gutes Stück Literatur ist. Wenn nicht, tant pis.

Hinrich Lüthmann

Im Traum erringt man solche Dinge nicht¹

Prinz Friedrich von Homburg, General des Großen Kurfürsten, ist ein Schlafwandler. Am Vorabend der für die brandenburg-preußische Geschichte entscheidenden Schlacht von Fehrbellin (1675) gegen Schweden sitzt er im Garten eines Schlosses und windet sich im Halbschlaf einen Kranz. Ein Freund, Graf Hohenzollern, führt den Kurfürsten, die Kurfürstin sowie des Kurfürsten Nichte Natalie und den Hofstaat zu dieser Szene. Der Fürst macht einen Versuch mit dem General; er versucht ihn und will sehen, »wie weit ers treibt« [7-64].² Dieses Experiment wird so beschrieben:

»Der Kurfürst nimmt ihm den Kranz aus der Hand; der Prinz errötet und sieht ihn an. Der Kurfürst schlingt seine Halskette um den Kranz und gibt ihn der Prinzessin; der Prinz steht lebhaft auf. Der Kurfürst weicht mit der Prinzessin, welche den Kranz erhebt, zurück; der Prinz mit ausgestreckten Armen, folgt ihr.« Er flüstert: »Natalie! Mein Mädchen! Meine Braut!«

Dieser Effekt ist wohl ganz und gar unerwünscht; der Kurfürst und seine Umgebung verschwinden hastig im Schloß; dem Prinzen ruft er zu:

»Ins Nichts mit Dir zurück, Herr Prinz von Homburg,
Ins Nichts, ins Nichts! In dem Gefild der Schlacht,
Sehn wir, wenns dir gefällig ist, uns wieder!
Im Traum erringt man solche Dinge nicht!« [8-75]

Etwas hat der Prinz im Traum durchaus errungen: Natalies Handschuh, den er der Zurückweichenden von der Hand streifte. Ihn findet er, von seinem Freund geweckt, auf der Erde vor. Er erinnert sich der Szene, die mit ihm veranstaltet worden ist, als an eine Traumszene, erzählt sie seinem Freund und arbeitet sie dabei um. Der Fehrbellinsche Landsitz wird zu einem Königsschloß; der Lorbeerkranz ist nicht mehr sein Werk, sondern ganz Gabe des zum Zeus erhöhten Fürsten.

»Welch einen sonderbaren Traum träumt ich?!-
Mir war, als ob, von Gold und Silber strahlend
Ein Königsschloß sich plötzlich öffnete,
und hoch von seiner Marmoramp herab,
Der ganze Reigen zu mir niederstiege,
Der Menschen, die mein Busen liebt: [...]
Und er der Kurfürst, mit der Stirn des Zeus,
Hielt einen Kranz von Lorbeern in der Hand:
Er stellt sich dicht mir vor das Antlitz hin,
Und schlägt, mir ganz die Seele zu entzünden,
Den Schmuck darum, der ihm vom Nacken hängt [...]
Hoch auf, gleich einem Genius des Ruhms
Hebt sie [Natalie] den Kranz, an dem die Kette schwankte,
Als ob sie einen Helden krönen wollte.
Ich streck in unaussprechlicher Bewegung,
Die Hände streck ich aus, ihn zu ergreifen:
Zu Füßen will ich vor ihr niedersinken.
Doch wie der Duft, der über Täler schwebt,
Vor eines Windes frischem Hauch zerstiebt,
Weicht mir die Schar, die Ramp' ersteigend, aus.
Die Rampe dehnt sich, da ich sie betrete,
Endlos bis an das Tor des Himmels aus [...]
Nur einen Handschuh, heftig, im Verfolgen,
streif ich der süßen Traumgestalt vom Arm:
Und einen Handschuh, ihr allmächtgen Götter,
Da ich erwache, halt ich in der Hand!« [S.11 - 13]

»Daich erwache« - nun, das ist falsch, so richtig wach wird unser Prinz nie; er »träumt vor sich nieder« [14-204], heißt es immer wieder. Fatal wird dies während der Befehlsausgabe für die kommende Schlacht: die für ihn bestimmte Anweisung, ohne ausdrücklichen Befehl nichts zu unternehmen, verträumt er [21-332].

Träumend bleibt er auch beim Beginn der Schlacht; als aber erstes Siegesgeschrei zu hören ist, hält ihn nichts mehr, er wirft sich an der Spitze seiner Leute in den Kampf. Der Angriff bleibt zwar stecken. Dann aber, als in der Ferne der Kurfürst gefallen zu sein scheint, überrennen Homburgs Reiter die Schweden, die völlig geschlagen werden. Nach dem Kampf finden wir ihn bei der Fürstin und Natalie. Natalie und der Prinz - noch im Glauben, der Herrscher sei tot - gestehen einander ihre Liebe. Dann erst erfahren die drei, daß der Kurfürst lebt - ein anderer, Stallmeister Froben, hatte dadurch sein Leben für ihn geopfert, daß er sich auf des Fürsten Schimmel gesetzt und das Feuer auf sich gezogen hatte.

Der Prinz wird verhaftet und zum Tode verurteilt, weil er den Befehl zum Angriff nicht abgewartet hat. Aus dem höchsten Himmel gestürzt, reagiert er erst zornig, dann gelassen heiter; er ist sicher, daß ihm der Kurfürst, der ihn liebt wie einen Sohn, verzeihen werde, und alles nur inszeniert habe, um ihm zu zeigen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Er muß jedoch erfahren, daß seine Hinrichtung beschlossene Sache ist. Da wird der Held zum Jammerlappen. Voller nackter, kreatürlicher Angst begibt er sich zur Kurfürstin und zu Natalie. Sie sollen für ihn um Gnade bitten; er verzichtet auf seine Braut - denn er glaubt, der Fürst wolle sie, um den Frieden zu sichern, an Schwedens König verheiraten.

Natalie und Offiziere des Heeres setzen sich für ihn beim Kurfürsten ein. Als der erfährt, daß Homburg um Gnade bittet, ist er erstaunt und verwirrt; er hatte geglaubt, der Prinz bejahe die Strafe. So appelliert er an ihn:

»Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten

Kassier ich die Artikel: er ist frei!« [56-1185]

Kaum hat der Prinz begriffen, daß er zum Richter in eigener Sache geworden ist, begreift er sein Vergehen als »Schuld« [64-1382]

und nimmt das Urteil an. Nun ändert auch der Kurfürst seine Haltung. Dem Prinzen wird im Garten des Schlosses zu Fehrbellin eine zweite verbesserte Auflage des Eingangstraumes bereitet. Ihm, der noch wähnt, vor dem Hinrichtungskommando zu stehen und von Unsterblichkeit träumt, wird die Augenbinde abgenommen, und er erhält Kranz und Kette und Nataliens Hand. Ihm schwinden die Sinne; von Heil-Rufen und Salutschüssen wird er geweckt. Auf sein Fragen

»Nein, sagt, ist es ein Traum?«

kann der grimmig-treue Obrist Kottwitz nur die Auskunft geben

»Ein Traum, was sonst?« [83-1856] -

Gewiß doch: auch im Glattesten und Heilsten führt Dichtung scharf und bitter hin zu dem, was nicht aufgeht. Die Kohärenzen des Erzählten, der Bilder, der Handlung, sie umspinnen was zutiefst stört und verstört, was aber auch schon im Verfehlen eines jeden Wortes, eines jeden Satzes nistet. Aber in Kleists Drama »Prinz Friedrich von Homburg« wird auf plausible »Kohärenzen« der Handlung, der Motive fast ganz verzichtet. Gar nichts geht dort auf - und zwar von vornherein, gleich auf einer ersten Ebene, beim Arrangement des Materials. Schroff liegen die Brüche zutage. Als ein - so könnte man denken - Schlechtgemachtes, als Zumutung und Widersinn. Widersprüche, Ungereimtes und Skandalöses erschweren den Zugang.

Unglaublich: der wimmernde Schlachtenheld. Der im zweiten Akt den Tod nicht fürchtet, er winselt im dritten um Gnade. Unglaublich: der flink verzichtende Liebhaber. Eben noch selig mit seiner Braut, bietet Homburg sie an als den Preis, wie er meint, für sein Leben. Unsinnig: ein Schein-Tod. Zwei Szenen lang soll der Zuschauer, soll Homburg, sollen die Kurfürstin und Natalie glauben, der Kurfürst sei gefallen. Nach kurzem hören sie aber: Irrtum, er lebt. Damit alle erleichtert sind? Damit die alte Anekdote vom Opfertod des Stallmeisters Froben neu erzählt werden kann?

Unerträglich: die Ideologie. »In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!« - Das mag hingehen als Trompetenstoß vor den Befreiungskriegen. Dann aber die Überhöhungen: Einer hat gegen das

Reglement verstoßen; ihm wird die Todesstrafe zuerkannt, die er akzeptiert. Daraus wird:

»Schuld ruht, bedeutende, mir auf der Brust«. [64-1382]

Und:

»Ich will das heilige Gesetz des Kriegs,
Das ich verletzt, im Angesicht des Heers,
Durch einen freien Tod verherrlichen!«. [78-1749]

Militärrechtlich »schuldig« mag Homburg ja sein, vielleicht. Aber die Überhöhung von Kriegsartikeln und Verstoß zu »Gesetz« und »Schuld« - das ist nicht nachzuvollziehen und kann es zur Zeit der preußischen Reformen so auch nicht mehr gewesen sein. Solche Sätze waren, denke ich, zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts für die Denkenden bereits obsolet, auch wenn die politisch Handelnden sich ihrer mit dem Sieg der Reaktion bald wieder gern bedienen.

Dies sind einige der Punkte, die mir das Drama fremd machen und doch zugleich, da es mich anzieht und zu wiederholtem Lesen zwingt: es mir unheimlich machen. So unterstelle ich denn, daß es eine Grundierung dieses fremden, störenden Materials gibt, die mich berührt. Ihr will ich nachspüren.

Eine andere Schuld

Beginnen wir mit der »Schuld« des Prinzen: Er hat durch seinen Angriff zwar den Sieg eingeleitet, damit aber eigenmächtig gehandelt und gegen den fürstlichen Plan, gegen des Herren ausdrücklichen Befehl verstoßen, nichts zu unternehmen. Dieser Herrscher will Kadavergehorsam. Sein planender Wille soll die Realität bis ins Detail regeln; keiner darf sich entziehen, kein Unberechnetes, kein Zufall ihn stören.³ Seinen Willen legitimiert er aus dem »Gesetz«.

»Wer immer auch die Reuterei geführt
[...] eigenmächtig

Zur Flucht, bevor ich Order gab, ihn [den Feind] zwingend
Der ist des Todes schuldig« [37-715]

»Der Sieg ist glänzend dieses Tages
[...] das entschuldigt

Den nicht, durch den der Zufall mir ihn schenkt:
Mehr Schlachten noch als die, hab ich zu kämpfen
Und will, daß dem Gesetz Gehorsam sei« [38-729]

»Mit welchem Recht, du Tor [Kottwitz] erhoffst Du das
[weitere Siege]

Wenn auf dem Schlachtenwagen, eigenmächtig,
Mir in die Zügel jeder greifen darf? [...]
Den Sieg nicht mag ich, der, ein Kind des Zufalls,
Mir von der Bank fällt; das Gesetz will ich,
Die Mutter meiner Krone, aufrecht halten,
Die ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt!« [72-1561]

Solche Auffassung des Absolutismus war um 1810 nicht
unumstritten. So hören wir denn auch Natalie zum Kurfürsten sagen:

»Was du [...] Unordnung nennst,
Erscheint mir als die schönste Ordnung erst:
Das Kriegsgesetz, das weiß ich wohl, soll herrschen,
Jedoch die lieblichen Gefühle auch« [54-1125]

Selbst für den grimmigen Kottwitz kann das Heer kein bloßes
Werkzeug sein:

»Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
Das wirken soll in Deiner Feldherrn Brust
Das ist der Buchstab deines Willens nicht« [72-1570]

Diese Gegenposition ist die modernere, ist jene, die die
preußischen Reformer, zu denen Kleist Kontakt hatte, beflügelte und
vielleicht auch jenen General Yorck, der im Ungehorsam die Konven-
tion von Tauroggen unterzeichnen wird.

In diesem Drama geht es darum, wie das Subjekt sich zu dem
im Kurfürsten verkörperten Machtanspruch des Gesetzes, den der

Kurfürst als buchstäblichen durchsetzen will, stellt. Dabei bewegt es
sich von Ablehnung, über den Unglauben, daß das Gesetz auch für es
gelte, hin zur Unterwerfung. Da kann der Repräsentant, der Wächter
des Gesetzes darauf verzichten, auf der Strafe zu bestehen, er kann die
Un-Regelgemäßheit verzeihen. Soll also die Möglichkeit einer Syn-
these durchgespielt werden? Dergestalt, daß dann, wenn Gesetz und
Strafe in der »Brust« akzeptiert sind, die »lieblichen Gefühle« siegen
können, das Nichtbefolgen des »Buchstabens« zu verzeihen und damit
nachträglich exkulpiert ist?

So deutlich diese Bewegung ist - gleichwohl fällt es schwer, von
hier die Notwendigkeit der Traumszene im Garten von Fehrbellin zu
begreifen. Dann hätte es genügt, einen ruhmbegehrigen General zu
zeigen, der verfrüht lostrabt, und, zum Tode verurteilt, nach einigem
Aufbäumen zur Einsicht gelangt und wieder begnadigt werden kann.

Warum dann also das, was den Grundakkord des Dramas
anschlägt: der irre Traum des Beginns?

Dazu kommt, daß das stachlige Motivgeflecht preußischer
Pflichtenproblematik bei genauerer Lektüre und allem Lärm zum
Trotz, den es verbreitet, durch andere Bedeutungsebenen aufgehoben
wird. Denn die eben genannte »Synthesebewegung« hat auch einen
alten christlichen Aspekt, der uns in der deutschen Literatur seit dem
Parzival bekannt ist: Wir finden die Todsünde der *Superbia*,⁴ des
Hochmutes. Nach einer Phase der *Desperatio* und des Abfallens von
Gott folgt die *Humilitas*. Die Abschlußszene des Dramas wäre als
Utopie zu verstehen (»ein Traum, was sonst«, heißt es), jene Utopie,
daß (wie im gleichfalls utopischen Raum der Gralsburg) Versöhnung
von Gesetz, Herrenwillen und eigenem Wollen möglich sei. Nur auf
einer ersten Ebene, jener, wosich die Handlung entfaltet, ginge es dann
um die Bejahung der brandenburgischen Kriegsartikel. Auf einer
zweiten Ebene wäre die Wiederkehr des *Superbia*-Motivs darin zu
lesen. Damit würde die Frage der Anerkennung des Gesetzes und des
Herrn abgelöst von ihrer stoffbedingten Ausformung als brandenburg-
preußische Freuden der Pflicht.

Gewiß ließe sich diese Deutung stützen und eine Menge
Materials aus dem Christlichen beibringen. Homburg hat Züge, die ihn

mit Christus identifizieren und den Kurfürsten mit Gott. Der Garten zu Fehrbellin ist auch jener zu Gethsemane, Homburgs Freund, Graf Hohenzollern, ist ein Judas.

Und dennoch; damit wird wenig erklärt, allenfalls eine stoffgeschichtliche Struktur beigebracht und auf ein weiteres Gesetz und auf noch einen Herren verwiesen. Die christliche Analogie zeigt uns zunächst nur, daß anderes sich in diesem Gewand verbirgt. Zu vermuten ist, daß eine andere Schuld als die eines Verstoßes gegen das preußische Reglement zugrundeliegt. Und da auch das Christliche nicht greift: eine, die vielleicht auch diesem zugrundeliegt. Welche?

Und noch einmal: Warum der irre Traum des Beginns? Lesen wir also dort, wo wir Überraschendes zu finden gewohnt sind: im Irren des Traumes.

Das Geheimnis des Traumes

Das Geheimnis des Traums, Kleist zeigt es 90 Jahre bevor es sich dem Doktor Freud enthüllt hat, den ähnlich dringend wie diesen Dichter die Unsterblichkeit interessierte: das Geheimnis des Traumes ist die Wunscherfüllung. Was wünscht der Prinz? Er wünscht das Vollkommene, das das Unmögliche ist.

Im Garten von Fehrbellin finden wir ihn träumend am Vorabend der Schlacht damit beschäftigt, sich einen Kranz zu flechten, der Ruhm bedeutet, Ruhm, der die Gegenwart überdauert; sein Freund Hohenzollern hat ihn vorgefunden:

»Sich träumend, seiner eignen Nachwelt gleich,
Den prächtgen Kranz des Ruhmes einzuwinden« [1-27]

Unsterblichkeit als Lohn für militärische Leistungen. Das »Sich [...] seiner eigenen Nachwelt gleich« verweist auf einen merkwürdigen reflexiven Charakter des ganzen; auf eine imaginäre Geschlossenheit, die Hohenzollern durchaus erkennt:

»Schade, ewig schade,
Daß hier kein Spiegel in der Nähe ist!
Er würd ihm eitel, wie ein Mädchen nahn,

Und sich den Kranz bald so, und wieder so,
Wie eine florne Haube aufprobieren.« [7-59]

Dieser Ruhm wird antikisch verstanden und ernst genommen. Wer sich Ruhm erworben hatte, fand sich als Gott unter die Sterne versetzt, und nichts Geringeres hat Homburg vor; *per aspera ad astra* [39-757], diese Inschrift einer eroberten Schwedenfahne ist sein Motto auch. Und richtig deutet der Freund:

»Sterngucker sieht er, wett ich, schon im Geist,
Aus Sonnen einen Siegeskranz ihm winden« [7-58]

Die erträumte Vergöttlichung des jungen Helden scheint in der Inszenierung des Kurfürsten für einen Augenblick zum Greifen nah zu sein; des Prinzen eigene Traumbearbeitung, als er Hohenzollern das Erlebte erzählt, arbeitet dies besonders heraus: das simple Fehrbellinsche Gemäuer wird zum Königsschloß, Natalie zu einem »Genius des Ruhms«; der Kurfürst erhält die »Stirne des Zeus«, und die Rampe gar dehnt sich »endlos bis an das Tor des Himmels« [11-140 ff.].

Dies ist aber nur der eine Wunsch; es gibt weitere Wünsche, die in der Eingangsszene offenbar werden und mit der Ruhmbegier verquickt sind. Des Prinzen erste Worte in dem Drama gelten Natalie; in ihnen wird offenbar, daß er sie zur Frau will. Und so ist sein Glück vollkommen, als er, der Sieger der Schlacht, sich mit Natalie verlobt [36-713].

Es gibt noch einen dritten Wunsch, den, an die Stelle des Kurfürsten zu treten. Dieser hat ja - um den Prinzen zu prüfen - seine Halskette um den Kranz geschlungen. Die Kette ist das Insignium der herrscherlichen Macht. Nach ihr greifen, heißt nach dem Amte greifen, das durch sie symbolisiert wird. Kein Wunder, daß der Kurfürst die Prüfung der Absichten des Prinzen abbricht; was der erträumt, ist hinlänglich klargeworden: Schlachtenruhm, Natalie, den Platz des Fürsten.

Das war zu erwarten (und weil er es erwartet hat, wird der Kurfürst dem Prinzen die Kette als Köder vor die Nase gehalten haben); aber es kommt auch ganz Unerwartetes, ein vierter Wunsch ans Licht: Der Wunsch des Prinzen nach Familie:

»Der Prinz von Homburg:
Friedrich! Mein Fürst! Mein Vater!
Hohenzollern:
Höll und Teufel!
Der Kurfürst (rückwärts ausweichend):
Öffn' mir die Pforte nur!
Der Prinz von Homburg:
O meine Mutter!
Hohenzollern:
Der Rasende! Er ist -
Die Kurfürstin:
Wen nennt er so?
Der Prinz von Homburg (nach dem Kranz greifend):
O! Liebste! Was entweichst du mir? Natalie!« [8-67]

Homburg wünscht sich nicht nur eine Braut, sondern auch Eltern. Und dies nicht unberechtigt, ist er doch ohnehin zugleich auch auf dem Platz des Sohnes dieser kurfürstlichen Eltern - wie die ersehnte Natalie auch auf dem Platz einer Tochter, was freilich bedeutet, daß er seine »Schwester« begehrt. Dem Fürstenpaar sind Homburg und Natalie als zwei Waisen zugeordnet; ihre eigenen Kinder - und das historische kurfürstliche Paar hatte sie - erscheinen in dem Drama nicht. Über den Prinzen erfahren wir:

Prinz zur Kurfürstin:
»Dir übergab zu Homburg, als sie starb,
Die Hedwig mich, und sprach, die Jugendfreundin:
Sei ihm die Mutter, wenn ich nicht mehr bin.
Du beugtest tiefgerührt, am Bette knieend,
Auf ihre Hand dich und erwidertest:
Er soll mir sein, als hätt ich ihn erzeugt« [50-1010]

Homburg agiert an Stelle des tatsächlichen kurfürstlichen Sohnes - es ist ja erstaunlich genug, daß dieser, immerhin der künftige preußische König Friedrich I, der Begründer der Monarchie, in dem Historiendrama nicht vorkommt, obgleich er das rechte Alter für einen

Feuerkopfprinzen gehabt hätte: ungefähr achtzehn war er im Jahr der Fehrbelliner Schlacht. Waise ist auch Natalie; nach dem Tod ihrer Eltern fand sie Zuflucht beim Kurfürsten, der Vaterstelle bei ihr eingenommen hat. Homburg - der tatsächliche Homburg war zur Zeit der Schlacht schon ein älterer Herr - wird zum verwaisten Jüngling, Natalie ein verwaistes Mädchen, damit sie »an Kindes statt« in diesem Drama agieren können. Homburg und Natalie sind Stellvertreter von »richtigen« Kindern des Fürstenpaares. So besteht diese »Familie« eigentlich aus Stiefeltern und aus zwei Stiefgeschwistern, die einander inzestuös begehren.

Dies sind die Wünsche des Prinzen: Unsterblichen Ruhm und Natalie, zugleich aber auch Geschwister der Braut und Sohn dieses Vaters zu werden, den er wiederum verdrängen und damit auch bei der Mutter vertreten will. So ist, was uns so beunruhigt hat, die ganze Rechtsdebatte, Schuld und Sühne, das Christliche usw im Lichte dieses Traumes zu lesen: als ein innerfamiliales Geschehen. Einer Familie von Vater, Sohn und - ich sage das absichtlich diffus: »Frauen«.

Ein fünfter Wunsch ist vollends unerfüllbar und treibt das Unmögliche des Wunschgemenges auf die Spitze: Zwar will Homburg an des Fürsten Platz, doch er will zugleich sein lieber Sohn bleiben. Und: nichts will er aus eigener Kraft, nichts in der Auseinandersetzung mit dem Herrn, nichts diesem abgerungen, sondern alles als dessen gütige Gabe. Dies ist sein Haupt-Traumwunsch. Er will die Totalität von dem, der die Verkörperung der Unmöglichkeit der Totalität ist, von dem strukturnotwendigen Verbieter und Beschneider und Erzwinger des Verzichts. Das Stück ist der Versuch, diesen Widerstand wegzuträumen. Dahinein donnert »Vater« Kurfürst sein dreifaches Nein:

»Ins Nichts mit dir zurück, Herr Prinz von Homburg,
Ins Nichts, ins Nichts!
Im Traum erringt man solche Dinge nicht!« [8-74]

Wie recht er hat! Aber er gibt diesen Rat einem, der - von einem kurzen Aufzucken, dem Eingreifen in die Schlacht, abgesehen - nicht aufhören kann zu träumen, wie gelähmt scheint, stillgestellt in seinem

Wünschen. An diesem Punkt hakt das Drama fest, dreht sich im Kreis und spielt sich als das Drama derer, die wünschen und wünschen, nicht aber handeln können.

Die Un-Tat - Die ungetane Tat

Traumwunsch war offenbar, den »Vater« zu ersetzen, statt seiner zu herrschen, ja, eine Königsdynastie zu begründen. Dies verrät uns die Symbolik der Kette und die Überarbeitung des im Halbschlaf Erlebten im Traumbericht. Und so ist des Prinzen unautorisierter Angriff auf die Schweden leicht zu verstehen. Er erfolgt, als das erste Triumph-Geschrei ertönt. Er will, er muß beim Siegen dabei sein, soll irgend sein erster, der Ruhm-Wunsch in Erfüllung gehen [27-467]. Dieser Angriff bleibt aber stecken. Doch ausdrücklich dann, als Homburg und die Seinen zu sehen glauben, daß der Fürst gefallen ist, beflügeln Wut sie und Rache; sie brechen durch und führen die Wende der Schlacht herbei, bewirken den vollständigen Sieg [30-520 - 31-562]. Der erste Wunsch ist erfüllt, und mehr als er. Denn dieser Wunsch erfüllt sich genau dann, als der Vater-Rivale beseitigt zu sein scheint; und Homburg beeilt sich, an seine Stelle zu treten, statt seiner zu siegen. Dies ist die andere Wunscherfüllung. Sie wird nach der Schlacht manifest, als - noch immer im Glauben, der »Vater« sei tot - Natalie bang fragt:

»Wer wird [...]

Jetzt diese Schweden niederhalten. Wer
Vor dieser Welt von Feinden uns beschirmen,
Die uns sein [des Kurfürsten] Glück, die uns sein Ruhm
erworben?«

Der Prinz von Homburg:

»Ich, Fräulein, übernehme eure Sache!
Ein Engel will ich, mit dem Flammenschwert,
An eures Throns verwaiste Stufen stehn!
Der Kurfürst wollte [...]

Befreit die Marken sehn; wohlan! ich will der
Vollstrecker solchen letzten Willens sein!« [32-577]

Hier nun ist der Wunsch in der scheinbaren Erfüllung offensichtlich: er, Homburg, vertritt, ersetzt den Fürsten, ersetzt ihn politisch - aber auch und zuallererst bei den Frauen.

Dabei verwischt sich die Seite des weiblichen Objektes. Die Kurfürstin war begreiflicherweise, erschüttert von der Todesbotschaft, in Ohnmacht gesunken; darin verharrt sie, bis der Prinz die eben zitierte Erklärung abgegeben und das junge Paar sich verlobt hat. Was der Prinz in der Passage ausspricht, ist aber inhaltlich für die Landes-Mutter, nicht für Natalie bestimmt: »Euer Thron« - der brandenburgische ist nicht Nataliens Thron, sondern der der Kurfürstin, dessen Stufen mit dem Tod des Fürsten »verwaist« sind. In dieser Ungenauigkeit verschwimmen beide Frauen zu einer. Der Prinz warb auch um die »Mutter«.

Wie dem auch sei: die Werbung geschieht in dem Augenblick, da der Kurfürst »tot« ist. Und in der Trauer wird die Bedingung dieser Verlobung, des Fürsten Tod, deutlich:

»O Gott, wär er jetzt da, den wir beweinen,
Um diesen Bund zu schauen! Könnten wir
Zu ihm aufstammeln: Vater segne uns!« [33-610]

Die Nachricht, daß er lebt, zerschlägt alle erträumten Wunscherfüllungen und ist die eigentliche Katastrophe des Dramas.

Was für eine Katastrophe? Ein Zerplatzen aller Träume - für deren Realisierung der Prinz freilich nichts getan hatte; zumindest im zentralen Punkt, der Ersetzung des Kurfürsten, hat er den Zufall genutzt, gegen ihn aber nichts unternommen. Insofern ist seine Tat, für die er wird büßen müssen, eine Un-Tat gewesen. Dies wird deutlicher am Schicksal eines anderen: Stallmeister Froben hat während der Schlacht unter einem Vorwand den Platz des Kurfürsten eingenommen, sich auf sein strahlend weißes Pferd gesetzt. Er hat gehandelt, er hat getan, wovon der Prinz nur träumen konnte: er schickte den Fürsten fort und setzte sich an seine Stelle.

Das Urteil

Stallmeister Froben geschieht, was dem geschehen muß, der den Landes - »Vater« ersetzen will: er stirbt. Er ist eine Figur Homburgs. Die rätselhafte Froben-Episode, sonst funktionslos und pure Brandenburger Devotionalie, erhält hier ihre Bedeutung.

Dies ist es nun, was der Kurfürst fordert: der Prinz soll sterben. Das Todesurteil ist jetzt leichter zu verstehen: Homburg stirbt als Sohn, der die Frauen und den Platz des Vaters wollte. Und bereits der Vorsatz ist strafbar; strafbar ist bereits der Traum, ist der Wunsch.

Daß er in seiner Funktion als Sohn sterben soll, als Verlierer eines Vater-Sohn Konfliktes, das wird im Verweis auf J.Brutus deutlich, jenen mythischen Brutus, der um des Gesetzes willen seine Söhne töten ließ [41-777]. Wobei jede Nennung des Namens Brutus auch auf einen anderen Mörder verweist, jenen M.J.Brutus, der seinen »Vater« Cäsar ermordet hat. Homburg selbst gibt im Gespräch mit Hohenzollern eine Reihe von Erklärungen für die Härte des Fürsten, die diese Interpretation stützen: Zunächst glaubt er, der Fürst sei eifersüchtig auf seine Erfolge und wolle ihn zurechtstutzen:

»Ich bin ihm wert, das weiß ich
Wert wie ein Sohn [...]
Schien er am Wachstum meines jungen Ruhms
Nicht mehr fast, als ich selbst, sich zu erfreuen? [...]
Und er, er sollte lieblos jetzt die Pflanze,
Die er selbst zog, bloß, weil sie sich ein wenig
Zu rasch und üppig in die Blume warf,
mißgünstig in den Staub daniedertreten?« [43-829]

Dann, als er begriffen hat, wie ernst es dem Fürsten ist, sucht er nach einer Erklärung und findet sie darin, daß er, so unterstellt er, anders über Natalie verfügen, sie an den schwedischen König verheiraten wolle [51-1028]. Homburg denkt, er soll sterben, weil er die Frau begehrt hat, über die der Kurfürst verfügt.

Die Todesstrafe ist die Form des »Ins Nichts mit dir zurück, Herr Prinz von Homburg, ins Nichts, ins Nichts!«, womit zu Beginn der

verräterische Traum des Prinzen beendet worden ist.

Freilich, was ist das für ein Vater, der auf eine geträumte Attacke so reagiert, dem der Vorsatz bereits so strafbar ist? Er widerstreitet dem, was von Struktur sein Schicksal, das Schicksal eines tatsächlichen Vaters, wäre, die Aufhebung zu erdulden, sich kastrieren zu lassen; sein Gesetz, das er nicht nur vertritt, mit dem er sich vielmehr gleichsetzt, heißt »nein!«. Als ungebrochener Vertreter dieses »Nein!«, ist der Kurfürst ein Ungeheuer, schlimmer als alle bekannten Ungeheuer der Weltgeschichte [46-846] und ganz zu trennen von dem freundlichen Vater, der er sonst ist. (Natalie zu ihm: »Gott schuf doch nichts Milderer als Dich!« [54-1105]). Wobei vollkommene »Nettigkeit« und vollkommene »Härte« nur zwei Seiten derselben Vollkommenheit sind, die, gäbe es sie denn, Perversion wäre.

Wie sich verhalten vor dieser Gewalt, die bereits das Wünschen so bestraft?

Der Gnaden-Akt

Homburg kämpft nicht, er kriecht zu Kreuze; er verzichtet mit einem Schläge auf alle Wünsche, die wir in seinem Eingangstraum erkennen konnten. Zunächst nur, um sein Leben zu retten, ohne Einsicht in die »Berechtigung« der Strafe. Dann im Einverständnis mit dem Fürsten, um Tode bereit. Im ersten Schritt also verzichtet er auf alle Wünsche um des einen Wunsches willen: leben. Er verzichtet auf Ruhm, er verzichtet auf die Frau; er verzichtet ausdrücklich für sie und sich auf Kinder. Er verzichtet darauf, Familie zu bilden, Vater zu sein; er verzichtet darauf, bei Hofe noch eine Rolle zu spielen, im Bannkreise des Fürsten zu bleiben und will weit weg auf seinen eigenen Ländereien leben:

erlöscht« [51-1022]

In einem zweiten Schritt seiner Entwicklung wird er von dem Kurfürsten dazu gebracht, das »Gesetz« und mit ihm das Todesurteil zu bejahen. Dies bedeutet nun den Verzicht auf den letzten Wunsch, leben wollen.

Die Anerkennung des Willens des Kurfürsten impliziert, daß er nicht mehr als Mensch, als tatsächlicher Vater, anerkannt werden kann. Ihn so anerkennen, heißt einen Anspruch anerkennen, der sich mit dem Gesetz eins wähnt. Damit kann er nicht mehr Homburgs »Vater« sein, diese Bezeichnung wird ihm ausdrücklich aberkannt [78-1765]. Aus dem persönlichen Vater ist ein Vater geworden, der auf der Ebene eines Gesetzes figuriert, als dieses Gesetz selbst anerkannt worden ist und zu dem in dieser Funktion nichts »Persönliches« mehr schwingt.

In einem dritten Schritt wird nun die Begnadigung möglich. Und es scheint, daß Kleist eine Versöhnung von Gesetz des Vaters und Aufstieg des Sohnes mit eigener Familiengründung für möglich hält. In der Schlußszene, die dem Eingangstraum nachgestellt ist, erhält er vom Fürsten alles einst Erträumte:

»Die Prinzessin [...] setzt ihm den Kranz auf, hängt ihm die Kette um, und drückt seine Hand an ihr Herz« [S.82]

Alles scheint erfüllt, so unerträglich erfüllt, daß der Prinz in Ohnmacht fällt. Alles? Nein, der Kurfürst lebt ja noch und ist in Amt und Würden. Und solange er lebt, bleibt all dies so unmöglich, wie es immer schon war. In der Schlußszene ist nichts erreicht gegenüber dem Traum der Eingangsszene. Homburg und die fürstliche Familie haben sich nicht einen Schritt voran bewegt, sondern allenfalls im Kreise. Deshalb muß Kottwitz sagen: »ein Traum, was sonst«. Und es ist derselbe Traum wie zu Beginn.

»Allein genießen« - Der zölibatäre Triumph

Dieses Drama kennt drei Welten, drei Schauplätze. Zwei irdische: die Welt des Kurfürsten und die Herkunftswelt Homburgs (seine Güter am Rhein); dazu eine Welt außerhalb von Raum und Zeit, die Welt der Unsterblichkeit, die der Gestirne. Homburg ist in keiner dieser Welten wirklich heimisch. Das Drama zeigt, wie er seinen Ort sucht, aber nicht findet, nicht finden kann.

Zwei der Welten, jene, aus der er stammt, und jene, in die er sich am Ende kurz vor der Begnadigung träumt, sind »zölibatäre«

Welten, Junggesellenwelten:

»Ich will auf meine Güter gehn am Rhein,
Da will ich bauen, will ich niederreißen,
Daß mir der Schweiß herabtriefet, säen, ernten,
Als wärs für Weib und Kind, allein genießen,
Und, wenn ich erntete, von neuem säen,
Und in den Kreis herum das Leben jagen,
Bis es am Abend niedersinkt und stirbt.« [51-1030]

So ruft er, als er noch Gnade erlangen will und meint, seine Verbindung mit Natalie stehe dem entgegen. Ausdrücklich und erstaunlich schnell verzichtet er auf sie und auf Nachkommenschaft. Und er malt das Bild einer Junggesellenzukunft voller Arbeit, ganz eingeflochten in den Kreislauf des Lebens. Dieser Kreisläufigkeit des Lebens, diesem barocken *est omnis inane*, mag er zu entkommen hoffen in seiner Sternenvelt des

»Nun, o Unsterblichkeit, bis du ganz mein!
Du strahlst mir, durch die Binde meiner Augen,
Mir Glanz der tausendfachen Sonne zu!
Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern,
Durch stille Ätherräume schwingt mein Geist;
Und wie ein Schiff, vom Hauch des Windes entführt,
Die muntre Hafenstadt versinken sieht,
So geht mir dämmernd alles Leben unter:
Jetzt unterscheid ich Farben noch und Formen,
Und jetzt liegt Nebel alles unter mir« [81-1830]

Radikale Welt- und Lebensflucht soll den Prinzen in ein Reich der Unsterblichkeit führen, von allen irdischen Schlacken frei - eine reine Unsterblichkeit, kein Wort mehr von all dem, was in den Eingangswünschen zu dieser Unsterblichkeit gehörte: Schlachtenruhm vor allem. Und, entscheidend: kein Wort mehr von politischer Macht, kein Wort mehr von Natalie: ihm, ihm allein strahlt der tausendfache Sonnenglanz entgegen. Auch dies eine völlig selbstgenügsame, des sozialen Bandes vergessende »Lösung«. Narzißmus

pur im Glanz des Imaginären, das nur radikal gedacht werden kann als ein alles oder nichts. Und - frauenlos, kinderlos; insbesondere: ohne jede Genealogie, ohne woher, ohne wohin («in den Kreis herum« in der ersten Welt, ins Unendliche in der zweiten).

Diese beiden zölibatären Lösungen sind die Antwort darauf, daß es in der Realität mit der genealogischen, familialen Lösung nicht klappt, nicht klappen kann, weil dort ein Vater herrscht, dem nicht beizukommen ist. Homburg gelingt es nicht, an seine Stelle zu treten. Erlauben Sie mir, ein wenig zu spekulieren. Ich behaupte, daß in dieser Welt ein Konflikt vielfach verstellt und verschoben ist, der »eigentlich« folgenden Ablauf hat:

In die narzißtische Traumwelt des Prinzen bricht der Vater ein,⁵ führt ihn in Versuchung, indem er ihm Köder vor die Nase halten läßt, und induziert dessen Wünsche - Ruhm, Platz des Fürsten, eine Frau des Fürsten - und schließt mit einer Herausforderung:

»Ins Nichts mit Dir zurück, Herr Prinz von Homburg,
Ins Nichts, ins Nichts! In dem Gefild der Schlacht,
Sehn wir, wens dir gefällig ist, uns wieder!
Im Traum erringt man solche Dinge nicht!« [8-75]

Diese Zeilen lassen sich als Herausforderung lesen, als ein: »Komm doch, und hol sie dir!« Dies ist die Gegenfigur zu der bekannteren Herausforderung von Gesetz und Vater durch den Sohn. Es gehört nicht minder zum Herrn, daß er den Sohn zur Überschreitung auffordert - freilich nur, um ihn zu deckeln, ihm seine Grenzen zu zeigen. So rechnet Hohenzollern zu Recht dem Fürsten sein Handeln genau in diesem Sinne vor, und dieser nennt es selbst einen zweideutigen Scherz [76-1719]. Er stellt ihm eine Aufgabe, sagt ihm, was eigentlich zu tun wäre, um seine Träume Tat werden zu lassen. »Solche Dinge«: Platz und Frau des Fürsten, erringt man in der Schlacht, aber in einer Schlacht mit dem Fürsten, in der Auseinandersetzung mit ihm. Diese wird aber mehrfach »verschoben«. Zum Gegner wird der Schwede Wrangel. Er wird statt des Fürsten besiegt und in die Flucht geschlagen. Zum Mörder wird Froben. Er übernimmt für einen Augenblick die Arbeit, den Fürsten zu verdrängen. Er stirbt

an des Prinzen Stelle, dessen Traum er erfüllt hat; er stirbt, erneuert Verschiebung, aber von der Schweden Hand, nicht von der des Fürsten. Dessen Strafakt richtet sich genau gegen den, der ihn eigentlich hätte verdrängen müssen und davon geträumt hat: den Prinzen. Dieser steht schließlich für diese Schuld ein und will die Todesstrafe auch auf sich nehmen.

Diese Konstruktion könnte etwas den latenten Traumgedanken Analoges in der Analyse erfassen. Die manifeste Handlung wird zu »traumhaftem« Widersinn durch der Traumarbeit analoge Entstellungen und Verschiebungen. Der Widersinn, das Skandalöse - es wird »verständlicher«, wenn wir von diesem Konstrukt ausgehen.

Homburgs Weg beginnt in einer Welt narzißtischer Geschlossenheit, deren Symbole Kranz und Spiegel sind. Es ist eine Welt des So gefalle ich mir; besser vielleicht: des So könnte ich mir gefallen. Hier will er von der Kastration nichts wissen. Unbesetzt freilich ist der Ort des Woher, von woher das Subjekt sich gefällt. In diese Welt bricht krachend und mit Eclat der Vater ein. Ein Vater, der eine nicht minder imaginäre glanzvolle Vollkommenheit bereits verkörpert. Er verweigert dem Subjekt die Kette, die Marke der Identifikation, die er nur aufreizend zeigt, um sie dann zu entziehen. Zu Tage tritt der Wunsch des Prinzen, beiden Welten anzugehören, beides zu erlangen: die narzißtische Vollkommenheit (als ein unter die Sterne Versetzter) zusammen mit einer Lebenswelt, zu der Macht, Frau und Kinder gehören, Vaterschaft und Genealogie. Dies ist des Prinzen *Superbia*, seine Hybris.

Diese zweite Welt ist freilich »besetzt« durch einen, dem er nicht gewachsen ist, gegen den er keine Chance hat. Denn *dieser* Vater verwechselt sein eigenes Begehren mit dem Gesetz. Er will ihn stillstellen: dies ist der Sinn des Befehles, sich in der Schlacht nicht zu rühren, dies ist der Sinn der Forderung buchstäblichen Gehorsams.⁶ Wer so unter den Buchstaben gestellt ist, der versteinert. Vielleicht weicht er aus, verschiebt, agiert wie Homburg mit einem unzeitigen Angriff, in dem er traumgefangen den falschen schlägt: den Schweden statt des Fürsten. Da wurde so viel verschoben, daß für Homburg nichts Wirkliches zu tun bleibt. So festgenagelt ist Subjekt nicht mehr und ist

Begehren nicht möglich.

Woher die Stärke dieses Vaters, in diesem psychischen Geschehen des Dramas? Daher: der Vater kann von Kleist nicht minder narzißtisch und vollkommen imaginär gesehen werden als der Sohn. Ein so im Glanz Vollkommener ist genauso unmöglich wie des Prinzen Traumprinz. In ihrer Absolutheit geht nur ein Er oder ich. Ein solcher Vater ist nicht wegzuräumen, sondern nur wegzuträumen.⁷ Was ist das für ein Gesetz, was ist das für ein Vater, für ein Bild eines Vaters, der sich zum Henker des Gesetzes macht? Dieser Vater hier ist selbst die Fülle.⁸ Wenn die Funktion des Vaters als des Dritten, der in die Dyade eindringt, darin besteht, störend das durchzusetzen, was ohnehin von Struktur ist: die Unmöglichkeit der Fülle - das macht er. Aber wenn Fülle unmöglich ist, wenn Kastration ist, dann ist natürlich auch Kastration des Vaters. Hier aber haben wir einen »Vater«, der nicht nur Agent der Struktur ist, sondern der sich auf die unmögliche Position der Vollkommenheit begibt.

Des Prinzen erste Reaktion, als ihm die Todesstrafe droht, ist der Gedanke an Flucht. Das entscheidende an dieser Flucht ist der Verzicht auf Genealogie, auf Frau und Kind. Sein Gewimmere umkreist nur einen Gedanken: ich will diesem Vater nicht mehr in die Quere kommen - nur fort von ihm, und: nur fort von seinen Frauen, von allen Frauen. Was er anbietet, ist die Kastration (sichtbar auch im angebotenen Verzicht auf alle Würdenzeichen etc). Die zölibatäre Reaktion der Junggesellenexistenz als ein Mittel, den Risiken der Aufhebung des Vaters zu entgehen. Ein dritter Weg im Kampf von Herr und Knecht? In diesem ersten Schritt, der Flucht, beugte er sich der Macht des Vaters, erkannte aber das Gesetz nicht an - er wich der Gewalt. Dies ist noch der Standpunkt des *Behalt sie bloß, aber laß mich leben*. Er will an einen Ort, wo das Gesetz nicht gilt - in eine »vaterlose Gesellschaft«. Ließe der Fürst ihn gehen, wäre dies keine Begnadigung, sondern eine Entlassung.

Aber dazu kommt es nicht, der Prinz kehrt wie am Bändsel gezogen zurück und beugt sich dem Anspruch des Herrn: mich willst du doch und mein Gesetz! Und auf den Ruf antwortet der Prinz: hier bin ich, und er folgt. Warum nur kann er auf das Gesetz, in dessen

Namen der Herr ihn in Anspruch nimmt, nicht verzichten? Und warum wird ihm der Tod jetzt so leicht?

Die Frage *Wie würdest Du entscheiden* unterstellt ihm dem Gesetz, das er vorher fliehen wollte. Und er läßt sich ihm unterstellen. Vielleicht hat ihn die Frage begreifen machen, daß er diesem Gesetz nirgends entkommen kann, daß es nun einmal das Gesetz ist, auch dort und dann, wenn er selbst entscheidet. Er begreift, daß Kastration unausweichlich ist in dieser Welt, daß dieses Gesetz nun einmal in uns, also auch in ihm ist, solange wir in der Welt des Vaters, der Väter sind. Darum will er die andre Welt; darum will er die reine Unsterblichkeit, von allen irdischen, weltlichen Schlacken des irdischen Ruhms befreit, den er nun ganz dem Fürsten überläßt.

Er kann ihn nicht aufheben. Er hat zwei, nur zwei Möglichkeiten: Er könnte ihm dienen - das hieße zwar leben, aber verkürzt um die fehlende Fülle, und das heißt für diesen Traumwünscher wiederum nicht leben. Oder, will er den Fürsten anerkennen und leben lassen, muß er sein eigenes Reich finden: nicht von dieser Welt, sondern eine Welt des Jenseits. So wählt er das Nichts, das ihm der Kurfürst ja schon zugesprochen hatte - aber damit wählt er die Freiheit vom allmächtigen Vater und erlangt einen Raum, der durch kein Gesetz und keinen Gesetzesagenten beschnitten und geschmälert wird: die unendliche Fülle der tausend Sonnen.

Ihm also, dem Prinzen, der Tod und das Jenseits, aber in der Form der Unsterblichkeit. Dem Fürsten hingegen das Leben und die Allmacht im Diesseits. Und bei dieser Zuordnung hat der Prinz im Imaginären dann doch den Fürsten übertrumpft. Fast gönnerhaft, mir tönt der Passus ironisch, kann er sagen:

»Geh und bekrieg, o Herr, und überwinde Den Weltkreis, der dir trotzt - denn du bist wert!« [79-1799]

Dem Prinzen gehört der »Glanz der tausendfachen Sonnen« - was macht es da aus, daß er nicht mehr lebt? Und so betrachtet, hat der Prinz auf eine vertrackte Weise den Kampf gegen seinen Vater doch gewonnen. Seine Vergottung setzt den zuvor gottgleichen Vater herab; der wird destituiert und auf die Erde beschränkt. Homburgs Tod ist die Strafe für diese Destituierung, die ihn zugleich aber von den

irdischen Beschränktheiten seines Vaters befreit und ihm den unbeschränkten Himmel zuweist. So mager, der Vater, denn leben in seiner Welt des Gesetzes und der Kastration: beschränkt, kastriert, weil er die Jenseitsfülle nicht hat.

Nun, so endet das Drama gleichwohl nicht. Als verdeckte Komödie will es sich zu dieser Schärfe nicht bekennen und kehrt zurück zum Traum des Beginns und stellt ihn als erfüllt dar. Dies »Nun o Unsterblichkeit« des Prinzen, der seine Hinrichtung erwartete, war noch eine »reine« Wunscherfüllung. Die Rückkehr ins Leben durch den Begnadigungsakt ist eine falsche, verlogene Wunscherfüllung in der Realität.

Denn: wenn wir die die Schlußszene erneut als Traum lesen und als Wunscherfüllung: dann zeigt sich, daß Kleists Prinz noch immer ein Begehren hat, das alle anderen an die Kette nimmt: er begehrt das Gesetz, genauer: den Herrn. Den absoluten Herrn. Denn alle Wunscherfüllungen, die ihm beschert werden, werden ihm vom Fürsten beschert. Und damit scheint Wunscherfüllung immerhin möglich.

Daß dieser Fülle Vater aber bleiben möge, das ist die Quintessenz und die eigentliche Grundierung des Rufes: »In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!«

Anmerkungen:

- 1 Auszüge aus einem Vortrag über Kleists »Prinz Friedrich von Homburg« vor der Berliner »Psychoanalytischen Assoziation, Die Zeit zum Begreifen« am 30.11.1991
- 2 Seiten- und Zeilenangaben beziehen sich auf die Edition Reclam.
- 3 Insofern ist der Kurfürst kein Herr. Denn der Herr will, daß es läuft, weiter nichts. In der Nachfolge des Herrn steht historisch die Bürokratie: die will nicht so sehr, daß es läuft, sondern sie will regeln und wissen, wie es laufen soll.
- 4 »Was kann der Siegesuch, meine Brüder, gelten, / Der eine, dürftige, den ich vielleicht / Dem Wrangel noch entreiße, dem Triumph / Verglichen, über den verderblichsten / Der Feind in uns, den Trotz, den Übermut« [78-1750]
- 5 Vgl. die Intrusion des Vater-alter-ego im Sandmann
- 6 Und auf vertrackte Weise wieder eine Wunscherfüllung. Erfüllung des Wunsches nämlich, alles möge auf Kommando des Vaters geschehen.
- 7 Genauer: Weggeträumt wird nicht der Vater, sondern die Unmöglichkeit einer Koexistenz mit ihm.
- 8 Man beachte, wie sehr Kleist Sorge trägt, diese Fülle immer wieder mit den Mitteln der Lichtsymbolik in Szene zu setzen - stets ist der Fürst ausdrücklich von strahlendem Glanz umgeben.

Hinweis:

Laut Satzung der Psychoanalytischen Assoziation sind »den Arbeitsfeldern Berichterstatter attached«. Diese nehmen »an der Arbeit nur protokollierend teil« und berichten »der Mitgliederversammlung mindestens einmal jährlich.« Im Oktober letzten Jahres habe ich der Mitgliederversammlung nachfolgenden Bericht abgeliefert, der sich auf meine Funktion als Berichterstatter im Arbeitsfeld »Literatur und Psychoanalyse« bezieht, die ich bis Mai 1991 wahrnahm. Ich bin von Mitgliedern der Assoziation gebeten worden für den »Brief« eine schriftliche Skizze dieses Berichts anzufertigen. Einige der Auslassungen, die sich bei meinen mündlichen Ausführungen einstellten, trage ich im folgenden nach; an anderer Stelle unterlasse ich es, Teile des Vorgetragenen schriftlich wiederzugeben.

Dietrich Pilz

**Bericht aus dem Arbeitsfeld:
Literatur und Psychoanalyse - Eine
Anwendung der Psychoanalyse**

Gide zitiert einen Satz aus der Reiseschilderung des Seefahrers Bougainville: »Als wir die Insel verließen, gaben wir ihr den Namen Ile du Salut.« Und daran schließt er den wunderbaren Satz: »Ce n'est qu'en quittant une chose que nous la nommons.« (Erst dem, wovon wir scheiden, geben wir einen Namen.)

Walter Benjamin, 1928

»Die Arbeitsfelder sind logische Felder (...), (sie) bestimmen die Form ihrer Arbeit selbst.«

Es wurden Texte zur Lektüre vorgeschlagen, keine »gemeinsame Lektüre«, wohl aber sprachen einzelne Mitglieder zu den Texten und es kam zu Auseinandersetzungen und Diskussionen über die Art der Lektüre und Textanalyse; es wurde auch über Blicke gesprochen, Blicke auf Bilder, die der Text evozierte.

Ich werde im folgenden nur einzelne Aspekte der Arbeit wiedergeben. Punkte, an denen ich angestoßen wurde und die mich angeregt haben. Ein Teil dieser Wirkungen geht in diesen Bericht ein. Zudem muß ich gestehen, daß ich mich als Berichterstatter nicht durchgängig auf eine protokollierende Funktion beschränkt habe.

Die Texte:

- W. Shakespeare: Hamlet (und Übersetzungen), dazu die verschiedenen Bezüge Freuds auf Text, Figur und Autor, sowie Lacans Bezug auf den Hamlet-Text in seinem Seminar 1958/59: *Le Désir et son Interprétation*, in: Ornica? (24/25/26/27) die von J.A. Miller transkribierten Seminarsitzungen und deren Übersetzungen in WOESWAR (2 und 3/4) von Susanne Hommel, Michael Turnheim und Franz Kaltenbeck

- Wilhelm Jensen: *Gradiva* - ein pompejanisches Phantasiestück und S. Freud: *Der Wahn und die Träume in W. Jensens >Gradiva<*

- Henrik Ibsen: *Rosmersholm* und der Freud-Text von 1916 »Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit«, insbesondere Abschnitt 2: »Die am Erfolg scheitern«

- eine Textstelle von Robert Musil aus dem »Nachlaß zu Lebzeiten« unter der Rubrik »Bücher und Literatur« (1926) der Abschnitt mit dem Titel »Ankündigung«

- Textstellen aus »Zettels Traum« von Arno Schmidt und aus Klaus Theweleits: »Buch der Könige« und »Objektwahl (All You Need is Love...)«

- Gedichte von A. Gryphius (Abend) und G. Benn (Spät III), sowie ein Auszug aus J. Joyce »Finnegans Wake«.

Zentrale, immer wiederkehrende Frage im Arbeitsfeld: Die Umkreisung eines Ideals: Wie geht man psychoanalytisch mit Literatur um? Kann man, soll man und wie macht man das? Die Literatur auf die Couch legen, wie es eines der Mitglieder bei seinem Einstieg in das Arbeitsfeld formulierte? Die Frage des Verhältnisses bzw. des Nichtverhältnisses der Praxis der Psychoanalyse und der Praxis der Literaturwissenschaft stand zur Disposition im Hinblick auf eine Vereinigung, Wiedervereinigung. Wie kann man den Schnitt zwischen beiden begreifen, gibt es da etwas, das als gemeinsame Schnittmenge angesehen werden kann, oder ist das nur eine Leerstelle? Anders gesagt: Existiert das Unbewußte auch außerhalb

der durch die Psychoanalyse eingerichteten Erfahrung? Ist das Lacansche Unbewußte noch das Freudsche? Fragen der Methodik und der Methodologie? Weniger, nicht überhaupt nicht: Zum einen geht es um Stilfragen, um eine Praxis des »Bien-Dire«, um künftige »Schriebe«, zum anderen um im Imaginären angesiedelte Hemmungen, z.B. um Rück-Griffe, Rück-Sichten oder um Um-Schreibungen von Reproduktionen eines abgelagerten kumulierten Wissens als Varianten der Hemmung.

In den *Écrits* schreibt Lacan in »*La jeunesse de Gide*«, daß (»*La psychanalyse ne s'applique, au sens propre, que comme traitement, et donc à un sujet qui parle et qui entend*« (S.747),) sich die Psychoanalyse im eigentlichen Sinne nur in der Kur anwenden läßt und zwar bezogen auf ein Subjekt, das spricht und das (zu-)hört. Und er schreibt weiter: »*Il ne peut s'agir hors de ce cas que de méthode psychanalytique celle qui procède au déchiffrement des signifiants sans égard pour aucune forme d'existence présumée du signifié*« (Außerhalb der Kur kann es sich nur um (die) psychoanalytische Methode handeln, die auf die Dechiffrierung von Signifikanten hin ausgerichtet ist und zwar die Methode, die keinerlei Rücksicht nimmt auf irgendeine Form von vorausgesetzter Existenz des Signifikats.)

An anderer Stelle warnt Lacan den Analytiker vor einem zu schnellen Verstehen des Gehörten, vor einem Kurzschluß im Sinn. Nicht ein zu erreichendes Verstehen, die Auf/lösung des Rätsels als diagnostische Verschachtelung oder eine kohärente Abbildung ist zu avisieren, sondern das, was der Signifikant vor- und aufgibt als etwas zu Lesendes. Was ist zu lesen in dem, was man hört? (Seminar XX)

Lacans Polemik in dem o.g. Aufsatz richtet sich zum Teil gegen einen mehr oder weniger rigiden Zugriff auf das künstlerische Werk, der sich dadurch auszeichnet, daß er vorbeigreift: er greift unter die Gürtellinie des Textes oder an ihm vorbei, um den Autor mit psychoanalytischen Kategorien in und auf seine Autobiographie festzunageln, ihn zu denunzieren im Hinblick auf das von ihm Geschaffene. Indizienbeweise für die Durchleuchtung der Entstehungsgeschichte der Tat: das künstlerische Werk als durch biographische Marken und Macken determiniertes.

In vielen zeitgenössischen Psychobiographien wird das Leben und Wirken so mancher genialen Persönlichkeit kurz und bündig auf plausible, nachvollziehbare Grundkonstellationen reduziert, und es finden sich im Leben des Poeten oder Dichters ausreichend Ereignisse und Kontexte, die als Material zur Ausarbeitung des entsprechenden Familiensystems, der klinischen oder existenzialen Strukturen dienen und als Begründung für die chiffrierte, im Text sichtbar gewordene Botschaft herhalten müssen. Das methodische Problem ist die Reduktion auf ein Interpretationsmuster - eine Begriffsanleihe an ein diagnostisches Vademecum, das über den literarischen Text gestülpt, seine klinischen Kategorien und Begründungslinien auswirft, als wenn es sich um einen klinischen Fall handle. Der Autor wird diagnostiziert als wäre er ein Patient, der sich einer gründlichen Exploration und Anamnese zu unterziehen hat; eine zweite Analogie bezieht sich auf das Werk selbst, das wie ein Symptom behandelt, ein bestimmtes Geheimnis in sich verborgen hält. Etwas und zwar das Essentielle des Werks, seine spezifische Anziehungskraft, etwas Unheimliches, das den Blick ködert oder die Aufmerksamkeit fesselt, wird durch diese Form der Interpretation verfehlt. Das Aufgehen in einer interpretatorischen Fülle und Sinn-dichte geht einher mit einer bestimmten »Apperzeptionsverweigerung« dem Signifikanten gegenüber und einer speziellen Abwesenheit, um die herum das Werk eingespannt ist.

Freud ist nicht ganz unschuldig an dem Wuchern von Ausgrabungsarbeiten im biographischen Gelände.

Neben seinen theoretischen Schriften hat uns Freud ausführlicher von fünf Psychoanalysen berichtet, von denen drei - Dora, der Wolfs- und der Rattenmann - selbst auf seiner Couch lagen und zu ihm hin haben sprechen können, er hat ihnen zugehört und sie haben seine Worte vernommen; er sprach von ihnen und hat über sie geschrieben. Schon der Kleine Hans sprach nicht mehr zu ihm, auch hörte er ihn nicht unmittelbar, außer dem einen Mal, von dem berichtet wird, sondern alles lief über seinen Vater Max Graf, der sich (über Freud) autorisierte, Analytiker seines Sohnes zu sein. Und Schreber, der hat selbst nur aufgeschrieben und Freud hörte ihm zu,

indem er seine Aufzeichnungen las, ohne überhaupt einmal mit ihm gesprochen oder ihn jemals gesehen zu haben - kann das eine authentische analytische Erfahrung gewesen sein?

Freud setzte sich mit Leonardo, mit Goethe, mit dem Moses des Michelangelo auseinander oder mit anderen Subjekten, die nur als legendäre Figuren existiert haben, wie Hamlet oder Ödipus; er beschäftigte sich mit sozialen und religiösen Institutionen (Christentum, Kirche, Armee), mit antiken Städten und dem Mann Moses. Wird hier die Psychoanalyse als Methode angewandt? Ohne Zweifel, aber wir können in diesen Texten erkennen, daß es (auch) um etwas anderes geht, z.B. um eine Ausdifferenzierung psychoanalytischer Theorie, oder um die Veranschaulichung, Popularisierung psychoanalytischer Kategorien und Ideen. Freud betritt neues Gelände, wenn er nachträglich, durch seine Hysterisierung hindurch - als Abweichung vom zeitgenössischen Wissenschafts-diskurs - den »neuen« Blick auf die Geschichte symbolisiert. Die Auswertung der Geschichtsdaten erlaubt keine Antizipation und Vorhersagbarkeit von Zukünftigem, obwohl die Versuchung zur Verallgemeinerung des Besonderen in der Suche nach dem »realen« Fakt - dem Determinierenden - implizit eine durch die Verhältnisse vorhersagbare Zustandsänderung mittransportiert. Ein 'non olet' der Ausbreitung psychoanalytischer Ideen im Sinne von Popularisierung oder von Assimilation an die Wissenschaften kann es nicht geben, bzw. zeitigen diese Versuche ihre eigene Auflösung z.B. in einem Wörterbuch der Traumsymbole, in der Eins-zu-Eins Zuordnung von diagnostischen Kriterien oder als Antwort auf eine Überlebensstrategie: ihre Aufhebung in Ausführungsvorschriften zur Anwendung von Technik.

Freud ging es beim »Mann Moses« sicher auch darum zu beweisen, daß Moses ein Ägypter war, inzwischen wissen wir, daß er keiner war, auch für seine These, daß er von seinen Gefolgsleuten ermordet wurde, suchte er entsprechende Belege, aber kann das für uns die Essenz dieses Aufsatzes sein? Geht es hier um objektive Tatbestände einer Geschichtswissenschaft oder geht es hier um die Dechiffrierung von etwas anderem, um Bruchstücke einer Theorie,

die sich in einer sekundären Historisierung als eine Theorie des Namens herausarbeiten läßt, oder auch um erste Markierungspunkte einer Bearbeitung des antisemitischen Phantasmas. («Der Name des Toten ...»)?

Aber Freud steht nicht nur am abbröckelnden Rand des Bedeutungshofes der Wissenschaft, die sich zum einen ihre »Gewißheit« mit einem bestimmten »Unglauben« verschafft und dadurch Grenzen zu überspringen vermag, zum anderen aber und das v.a. durch eine systematische Ignoranz ihren eigenen Ursprüngen gegenüber, wodurch sie sich arbeitsfähig hält. Freud, einmal auf die Spur z.B. von Jensen - über Jung und die Gradiva - geschickt, setzt seinen Spaten an mit »einem Verfahren der schichtweisen Ausräumung des pathogenen psychischen Materials, welches wir gerne mit der Technik der Ausgrabung einer verschütteten Stadt zu vergleichen pflegten« (1895, S.201) und versucht etwas wiederzufinden - es ist nicht klar im Sinne eines non liquet und er erlaubt es sich nachzufragen (~~non licet~~) - bei Jensen, wie es zu diesem Bild der Schreitenden kommt, ob es da vielleicht eine humpelnde oder körperbehinderte Schwester oder Freundin gab? Es muß da etwas stehen an der Stelle von etwas anderem, etwas, das Sinn macht, ein bestimmter Sachverhalt ist zu erwarten, etwas, das in der Lage ist, Kohärenz herzustellen. Ist da nicht immer-das-gleiche abrufbar im Jenseits von Entwicklungspsychologie und Entwicklungsgeschichte, aber anders verknotet? »Hinter dieser individuellen Kindheit wird uns dann ein Einblick in die phylogenetische Kindheit, in die Entwicklung des Menschengeschlechts, versprochen, von der die einzelnen tatsächlich eine abgekürzte, durch die zufälligen Lebensumstände beeinflusste Wiederholung ist.« (1900, 554)

Freud ist von seinem empiristischen »Klumpfuß« und dessen Metamorphose in den »schönen Schritt« überzeugt, so schreibt er in »Der Dichter und das Phantasieren« (1907): »Ein starkes aktuelles Erlebnis weckt im Dichter die Erinnerung an ein früheres, meist der Kindheit angehöriges Erlebnis auf, von welchem nun der Wunsch ausgeht, der sich in der Dichtung seine Erfüllung schafft; die Dichtung

selbst läßt sowohl Elemente des frischen Anlasses als auch der alten Erinnerung erkennen.« S.177 f.

Lacan hat den Hamlet-Text von Shakespeare verwendet, um anhand dieser Tragödie die Struktur des menschlichen Begehrens aufzuzeigen. Es geht in diesem Seminar mit dem Titel »Le désir et son interprétation« - (Das Begehren und seine Deutung) auch nicht um eine Anwendung der Psychoanalyse im klassischen, heutzutage eher »wilden« Sinne, - (aber Anwendung doch, in großen Teilen, wo er's den Seinen bei-zubringen versucht, z.B. die Unterscheidung zwischen Kastration, Frustration und Privation oder was das ist: der imaginäre (vs.) oder der symbolische Phallus?) - um angewandte Psychoanalyse - sondern dem Anspruch nach auch immer um ein Stück Ausarbeitung von Theorie und dazu wird das Stück, der Text verwendet und auch an/gewendet und aufgespannt in einem Rahmen im Sinne eines nochmaligen Aufzeigens bestimmter Kategorien, Anpassung und auch Einpassung von Theorie auf das Stück: nicht daß im Stück etwas Verstecktes - tief unter dem Text - abgelagert, was freizuschaufeln und vorzuzeigen wäre - unter dem entsprechenden Stichwort im psychoanalytischen Register, sondern es ist zu finden, ohne daß man es suchen müßte, als An-Stoß auf der Oberfläche in den zu unterscheidenden Einheiten des Textes selbst.

Ein wiedergefundenes Theoriestück ist nichts Neues, aber die erzeugte Spannung als eine (zusätzlich) aufgesetzte und das wieder Aufgefundene kann als partielle Lösung eines schon mal entschlüsselten Rätsels aufgefaßt werden, als eine seiner Bedeutungen: also auch Be-Greifen - kein reines Begreifen, denn es ist mit Identifizierungen behaftet und damit zunächst immer auch etwas Bestimmtes beruhigend.

Lacan spricht vom Begehren als dem Begehren des Anderen, Genitivus subiectivus und objectivus: Freud zentriert Hamlets Begehren auf seine Mutter, sein Begehren nach ihr, die Rivalität bezieht sich auf den Vater als dem Besitzer der Mutter; der Vater wurde getötet, der unbewußte, verdrängte Wunsch Hamlets ist durch

Claudius, den Onkel, realisiert worden. Der ghost ruft als das Gesetz Hamlet zur Ordnung, zur Rache auf.

»Die Zeit ist aus den Fugen geraten.« (» The time is out of joint. O cursed spite. That ever I was born to set it right!« » (...) Oh verfluchte Schicksals/tücken, wär ich nie geboren, um es wieder einzurichten!«)

Lacan unterstreicht an mehreren Stellen, daß Hamlet keine reale Persönlichkeit ist, daß insofern auch keine klinische Kategorie oder existenziale Struktur auf ihn zutrifft, er kann immer nur partial - in einzelnen Zügen - in diesen Kategorien gefaßt werden, er ist somit sowohl der Hysteriker (wie Freud sagt) als auch der Zwangsneurotiker (was andere Autoren aus ihm gemacht haben); wir erkennen im Text sowohl »das Begehren, ein unbefriedigtes Begehren zu haben«, wie auch die Präsenz eines »unmöglichen Begehrens« und einen Schritt weiter eine halluzinatorische Episode: etwas nicht im Symbolischen Aufgehobenes kehrt im Realen als Geist zurück, d.h. Hamlet kann nicht nur »als moderner Held den Verrückten spielen«, er demonstriert ihn uns in seinen verschiedenen klinischen Varianten.

»Der Held (...) ist genau identisch mit den Worten des Textes. Wir kommen also zu der Überzeugung, daß die Art, auf die uns ein Werk am tiefsten, d.h. auf der Ebene des Unbewußten berührt, von seinem Arrangement herrührt, von seiner Komposition. (...) Hamlets Wirkung auf uns ist nicht der Anwesenheit von irgend etwas zuzuschreiben, das real vor uns Träger eines Unbewußten wäre. Wir haben es nicht mit dem Unbewußten des Dichters zu tun, selbst wenn einige nicht aufeinander abgestimmte Spuren in seinem Werk, Fehlleistungen, von ihm selbst nicht bemerkte symbolische Elemente, von seiner Gegenwart zeugen. (...) In den Werken ein paar Spuren suchen, die über den Autor Auskunft geben, heißt nicht, daß man die Tragweite des Werkes als solches analysiert.

Die erstrangige Bedeutung, die Hamlet für uns annimmt, liegt in seiner Struktur, die äquivalent ist mit derjenigen des Ödipus. Nicht irgendein flüchtiges Bekenntnis interessiert uns, sondern die Gesamt-

heit des Werkes, seine Artikulation, seine Maschinerie, sein Stützwerk sozusagen, die ihm seine Tiefe verleihen, die jene Überlagerung von Ebenen herstellen, worin die eigentliche Dimension der menschlichen Subjektivität Platz finden kann, das Problem des Begehrens.« (WoEsWar, 2, S.35)

Die »Überlagerung der Ebenen«: Der Geist betritt die Bühne und damit wird das Stück zu einem »modernem Stück«, denn der Geist - er weiß, er weiß um das Verbrechen, und er weiß, daß es da eine »unmöglich zu begleichende Schuld« für das Subjekt als Bedingung seines Existierens gibt (»in seiner Sünden Blüte«). Das Verbrechen, das »Ding« ist versteckt, aber warum zieht sie (die Mutter) dieses Ding (»thing of nothing«) dem Hyperion- Gleichen vor und warum das alles so schnell? (»Das Gebackene vom Leichenschmaus gab kalte Hochzeitsschüsseln«) Er weiß nicht, was er will, weil er ihr unterstellt, es zu wissen und es nicht zu wissen in ihrem Sich-Treiben-Lassen vom Anspruch, der als »triebhaftes Gier« in Erscheinung tritt und auf das »hochheilige genitale Objekt« ausgerichtet zu sein scheint. Von diesem »ursprünglichen Subjekt des Anspruchs« wird das Stück beherrscht und es kippt aus der Zeit mit einem Blick »von Jammer so erfüllt, als wär er aus der Hölle losgelassen, um Greuel kundzutun«.

Mit dem Objekt ihres unmittelbaren Genusses konfrontiert, richtet Hamlet einen letzten Apell an sie als die wesentliche Botschaft des Gespenstes (»Step between her and her fighting soul. Conceit in weakest bodies strongest works.«)

Hamlet zur Königin (3.Aufzug, 4.Szene):

(...) Gute Nacht! Doch meidet meines Oheims Bett,

Nehmt eine Tugend an, die Ihr nicht habt.

(...) Seid zu Nacht enthaltsam,

Und das wird eine Art von Leichtigkeit

Der folgenden Enthaltung leihn; die nächste

Wird dann noch leichter: denn die Übung kann

Fast das Gepräge der Natur verändern;

Sie zähmt den Teufel oder stößt ihn aus
Mit wunderbarer Macht. Nochmals schläft wohl!
(...)

Königin: Was soll ich tun?

Hamlet: Durchaus nicht das, was ich Euch heiße tun.

Laßt den geduns'nen König Euch ins Bett

Von neuem locken, in die Wangen Euch

Mutwillig kneifen; Euch sein Mäuschen nennen (...)

Hamlet sieht etwas von außen auf sich zukommen, was er bisher nicht hat symbolisieren können, und das führt zu einem Einbruch, zu einer subjektiven Desorganisation: sein Rahmen, seine phantasmatische Struktur wird destabilisiert, die einzelnen Bestandteile dieser Struktur zeigen sich, so daß die imaginären Grenzen des Subjekts sich verschieben. Ein entsprechender Trauerprozeß könnte das imaginäre Bild restabilisieren, aber indem die Trauer wegfällt, kann die entsprechende Botschaft nicht entziffert werden, so kommt es zu einer Zersetzung des Liebesobjekts (»(...) for the power of beauty will sooner transform honesty from what it is to a bawd than the force of honesty can translate beauty into his likeness. This was sometime a paradox, but now the time gives it proof. I did love you once.«). Erst sehr viel später wird diese Zersetzung aufgehoben. Diese läuft über die imaginäre Achse, über die Begegnung mit der Trauer des anderen (Laertes) in der Beerdigungsszene vor Ophelias offenem Grab.

Der Geist durchkreuzt die Botschaft, gibt ihr eine andere Richtung; der Blick der Mutter läßt das Wort gefrieren; wendet es, so kommt es zu dem Zaudern, zu der Procrastination, zu dem aktiven Warten Hamlets (»Erwartung«) auf das erlösende Zeichen, das ihm sein Begehren zeigen soll. Er wartet vergebens und so agiert er, wenn die Stunde des Anderen schlägt: zur Stunde des Anderen handeln heißt: beansprucht werden, gerufen oder durch ein anderes sich aufgerufen zu fühlen, um vorübergehend - für das Moment des Handelns selbst - von der Paralyse befreit zu sein - reine Motorik als Spannungsabfuhr. Die Dauer des Handelns suspendiert jedoch den

Akt, der die Kluft zwischen dem, was das Subjekt will und dem, was es begehrt, schließen könnte. Der Akt gehört in ein anderes Register! Hamlet spielt mit der Stunde der Begegnung, er hält sich diese Stunde der Wahrheit auf Distanz.

Wie sieht das aus? Bild, Blick und Buchstabe, Text. Literatur psychoanalytisch lesen, das Lesen? - Immer wiederkehrende Frage im Arbeitsfeld: die Methode: finden versus suchen und wieder»finden«. Wie machen es die anderen: Freud, Lacan, Musil, Theweleit, Benn, Joyce oder Arno Schmidt? Sein Stil, mein Stil - z.B. Arno Schmidt - Beispiel einer Übermittlung von etwas, was mit Psychoanalyse zu tun hat/haben könnte?. Schmidt und sein D.P., seine »displaced person«, sein »Dichterpriester« oder »Pagenstecher«, der auf den Spuren von Poe, Joyce und Freud seine Etymtheorie entwickelt »This way to Etymshausen!«, seine Sprachspiele betreibt, mit der Sprache und ihren Polyvalenzen experimentiert: er ver/schreibt sich, wo er kann, versucht »nichts« auszulassen, »alles« auf eine Zeile zu bekommen: Ein Text zum vor/führen, vor/lesen, aber als Untersuchungsgegenstand im Arbeitsfeld wird er zerr/redet.

Schmidt, der Sprachjongleur auf drei Ebenen tanzend, seinen Freud uns zeigend in der Ausarbeitung der 4. Instanz, einer Art von negativer Sublimationstheorie: die körperliche Impotenz wird beklagt, sie ergibt sich zwangsläufig als Folge/Voraussetzung der geistigen Produktivität. Schmidt kokettiert damit - schönwörtig - d.h. der »fleißig Geniale entzieht sich durch seine geniale Leistung der biologischen Tyrannei durch die Be-Gattung«. Schmidt als gelungenes Beispiel eines »Tout doit tourner autour des écrits à paraître« (?) im Gegensatz zu Theweleit, der ja immer schon wußte, worum es eigentlich geht und warum es nicht klappt(?), oder Robert Musil(?): »Das literarische Flurschützenamt des Kritikers! Ich schicke voraus, daß ich gar nichts davon verstehe, und um gleich noch etwas zu sagen, was meine Eignung zum Kritiker beleuchtet: Ich mag nicht Bücher lesen.

Ich erinnere mich, seit Jahren selten ein Buch zu Ende gelesen zu haben, außer es war ein wissenschaftliches oder einganz schlechter

Roman, in dem die Augen steckenbleiben, als ob man einen großen Teller in Schnaps getränkter Makkaroni hinunterschlingen würde. Wenn dagegen ein Buch eine Dichtung ist, kommt man selten über die Hälfte; mit der Menge des Gelesenen wächst in steigenden Potenzen ein bis heute unaufgeklärter Widerstand. Nicht anders, als ob die Pforte, durch die ein Buch eintreten soll, sich krampfhaft gereizt eng verschließen würde.« (a.a.O. S. 668 f.)

Mitteilungen der Assoziation

Arbeitsfelder Durch Beschluß der Mitgliederversammlung sind bisher die folgenden Arbeitsfelder für die Mitglieder der Assoziation eingerichtet worden:

Anspruch und Begehren Das Verhältnis von Psychoanalyse und Medizin: Wie verhält sich der Anspruch des Kranken zum Genießen des Körpers?

Hystorie der Psychoanalyse Konstruktionen in der Analyse: Die Freudsche Ordnung, Judaismus in der Psychoanalyse.

Cette étrangeté qui m'est familiale
- unheimlich Spracheneffekte: Wunsch - désir - Begehren.

Das Begehren

des Analytikers Die Mitglieder, die sich als Analytiker erklärt haben, konstituieren das Arbeitsfeld *Das Begehren des Analytikers*. Es arbeitet an der Frage nach dem Grund zur und der Übertragung, der Ausrichtung der Kur. Wie ist die Identifizierung zu fassen im Hinblick auf die Funktion des *a* ?

Geld Was heißt, daß sich alles um das dreht, worüber man nicht spricht, ob es nun stinkt oder nicht.

Anmeldungen zu den genannten und Vorschläge zu weiteren Arbeitsfeldern nimmt der Koordinator entgegen. Jedes Arbeitsfeld besteht aus drei bis fünf Mitgliedern der Assoziation und einem ihm zugewiesenen Berichterstatter.

Voraussetzung für die Teilnahme an einem Arbeitsfeld ist die Mitgliedschaft in der Assoziation.

Colloquium

»Analytiker- ausbildung,

Lehranalyse« Unter dem Thema: *»Analytikerausbildung, Lehranalyse«* findet seit Januar 92 ein Colloquium der Assoziation statt.

Es wird am *21. Juni 1992, 10.30 Uhr* fortgesetzt mit einem Vortrag von Jean-Richard Freyman (Straßburg): *»Das Problem des Endes der Analyse und die Lehranalyse«*

Veranstaltungsort ist die Galerie T&A, Wallstraße 60, O-1020 Berlin-Mitte;
Fahrverbindung:
U-Bhf. Märkisches Museum;
S-Bhf. Jannowitzbrücke

Tagung:

»Geld« Die angekündigte Tagung *»Geld«* ist auf den 11. bis 13.12.1992 verschoben worden. Das Programm wird mit einer gesonderten Einladung bekanntgegeben.

Hinweis Im Oktober 92 findet eine Tagung der *Fondation Europeenne pour la Psychanalyse* in Dublin statt:

»Le sujet de l'inconscient et les langues«

Impressum

Redaktionskomitee: Robert Krokowski
Dietrich Pilz
Christiane Schrübbers
Ilsabe Witte

Gestaltung: Jürgen Freter

Redaktionsanschrift: c/o Witte, Cheruskerstr. 6,
1000 Berlin 62

Die *Briefe* erscheinen in der Regel dreimal im Jahr. Sie informieren über die Arbeit der Assoziation und veröffentlichen aus dieser Arbeit entstandene Texte. Wer sie zu erhalten wünscht, teile dies bitte der Redaktion mit.